

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Hans Bruns

Minna Popken

Eine Ärztin unter Christus



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Minna Popken

ist in ihrer Jugend schwere Wege geführt worden. Schon als Kind war sie ein suchender Mensch. Eine unglückliche Ehe trieb sie ins Medizinstudium, und in dieser Zeit — es war in der Schweiz — erlebte sie ihre innere Lebenswende, ihre Entscheidung für Christus. Nun begannen neue Kämpfe, die bis zur Trennung von ihren Eltern führten, die den religiösen Weg ihrer Tochter nicht billigten. Ganz auf sich allein gestellt, fand sie dann wieder in der Schweiz ihre Lebensaufgabe: erst im Rothaus am Aegerisee, dann in 14jähriger Arbeit in der Kuranstalt „Ländli“, wo sie als Hausmutter, Ärztin und Seelsorgerin zugleich ungezählten Menschen nach außen und innen zum Segen geworden ist.

In zwei Bänden „Im Kampf um die Welt des Lichtes“ und „Unter dem siegenden Licht“ hat Minna Popken ihr reichbewegtes Leben selbst erzählt. Dieser kurze Lebensabriß bringt Auszüge daraus und kann gewiß dazu dienen, suchenden und ringenden Menschen den Weg in die Welt der ewigen Wirklichkeit zu zeigen. Minna Popken ist ein lebendiges Beispiel dafür, wie Gott gerade auch durch Leiden und mancherlei Irrwege zum Licht führen kann.

**Band 55 / 56 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“**

Minna Popken

Eine Ärztin unter Christus

Nach ihrer Selbstbiographie zusammengestellt

von

Hans Bruns



BRUNNEN-VERLAG, GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Was alles im Herzen eines Kindes und jungen Menschen vor sich gehen kann	5
Mit zwanzig Jahren unglücklich verheiratet . .	9
Ein Artikel und seine überraschende Wirkung . .	12
Freude am Studium, Ehescheidung, Selbstmordgedanken	15
Von Christus gerufen und zu Christus gefunden .	22
Ein neues Leben beginnt	29
Das Zeugnis von Jesus wirkt Scheidung der Geister	36
Betend auf Zimmersuche	40
Ein klares Nein Gottes und ein schmerzhaftes Nein der Eltern	44
Viereinhalb Monate voller Einsamkeit	51
Erlebnisse und Erkenntnisse im Rothaus	61
Wunderbare Glaubensbestätigungen bei der Gründung und beim Bau des „Ländli“	79
Vierzehn Jahre treue Arbeit als Leib- und Seelsorgerin	86
Stiller Lebensabend und Heimgang	89

Vorwort

Es gibt nur wenige Lebensbeschreibungen der letzten Jahre, die mich so beeindruckt haben wie die Selbstbiographie von Minna Popken, die unter dem Titel „Im Kampf um die Welt des Lichtes“ im Furche-Verlag in Hamburg erschienen ist. Die erste Auflage kam kurz vor dem Kriege heraus. Inzwischen liegt schon die sechste Auflage dieser Lebenserinnerungen und Bekenntnisse einer Ärztin vor. Diese sechste Auflage des Buches wurde von Minna Popkens Freundin und Mitarbeiterin, Frau Professor Ilse Peters, herausgegeben, die, wie früher schon Frau Popken, dem Arbeitskreise des Furche-Verlages nahesteht. (260 Seiten mit 3 Bildtafeln, in Leinen 9,80 DM.) Wir danken dem Furche-Verlag, daß er neben den vielen anderen wertvollen Veröffentlichungen, die bei ihm herausgekommen sind, auch dieses Werk von Minna Popken in seine verlegerische Obhut genommen hat. Es gibt nur wenige Bücher, die ich bei meiner großen beruflichen Beanspruchung mehrere Male gelesen habe. Bei diesem Buche Minna Popkens ist das geschehen. Und ich denke an jede Stunde der Beschäftigung mit Minna Popkens Selbstbiographie mit großem Dank zurück.

Das hier vorliegende Bändchen ist keine eigene Darstellung, sondern lediglich eine knappe Zusammenstellung nach der genannten Selbstbiographie; sie ist größtenteils wortgetreuer Auszug aus dem Hauptwerk Minna Popkens selbst. Deshalb sei mit Nachdruck auf dieses Hauptwerk im Furche-Verlag hingewiesen, das natürlich noch ganz anders den Eindruck von dem besonderen Werdegang und der großen Reifung im Leben Minna Popkens wiedergeben kann, als es bei dem hier vorliegenden Auszug möglich ist.

Es gibt nun leider Menschen, die aus mancherlei Gründen keinen Zugang mehr zu größeren Büchern finden. Es mag am Geld fehlen. Es mangelt an Zeit. Man rafft sich zumal heute in der unruhigen Zeit leider weithin nicht mehr dazu auf, ein größeres Buch in die Hand zu nehmen, und sei es noch so bedeutend. Das hat mich veranlaßt, diesen Auszug herzustellen, damit wenigstens auf diese Weise Menschen aufmerksam gemacht werden möchten auf diese „Ärztin unter Christus“,

ja, daß sie angeregt werden möchten, das größere Buch aus dem Furche-Verlag zu kaufen und durchzuarbeiten, auf jeden Fall aber, daß sie, durch die Führungen Gottes im Leben Minna Popkens angeregt, prüfen möchten, wie es in ihrem eigenen Leben mit diesen Führungen steht, und daß die besonderen Erkenntnisse dieser bedeutenden Frau noch mehr Allgemeingut weitester Kreise werden möchten.

Mein kleiner bescheidener Auftrag war nur, mehr zusammenfassend einige wichtige Daten im Leben Minna Popkens zu erzählen und, was mir noch mehr am Herzen lag, das Wichtigste mit ihren eigenen Worten wiederzugeben, damit man auch ihren Stil und ihre ganze Schreibweise auf diesem Wege kennenlernen könnte.

In diesem Zusammenhang sei noch auf den zweiten Band der großen Lebensbeschreibung hingewiesen, der ebenfalls im Furche-Verlag, Hamburg, erschienen ist, hier aber nicht weiter verwandt wurde: Er ist unter dem feinen Titel „Unter dem siegenden Licht“ herausgekommen und kann ebenfalls nur dringend zur Lektüre empfohlen werden. In diesem zweiten Band des Hauptwerkes werden besonders die biblischen und ärztlichen Erfahrungen und Erkenntnisse weitergegeben. Man kann unendlich viel gerade auch aus diesem zweiten Band lernen.

Mein Wunsch war und ist, daß nicht nur viele meiner Leser zu den beiden größeren Büchern greifen möchten, sondern daß wir selbst Menschen werden, die sich von Gott füllen und ausrüsten lassen, um so wie Minna Popken ein Segen für andere zu werden.

Gott schafft nie Kopien, sondern immer nur Originale. Menschen ohne Fehler gibt es nicht. Alle haben ihre Gaben, Grenzen, Gefahren. Gerade darum aber müssen wir neben der Bibel selbst Biographien lesen, um unsere Gaben, Grenzen und Gefahren zu erkennen, damit der Herr dann das auch aus uns machen kann, was er gern möchte und nach seinem Plan will.

Dazu sollen ja auch die kleinen Bändchen im Brunnen-Verlag helfen. Dazu mag auch dieser kleine Auszug dienen.

Hans Bruns

Was doch alles im Herzen eines Kindes und jungen Menschen vor sich gehen kann

Kinder erfassen und erleben oft mehr, als wir ahnen. Eltern machen sich vielfach gar nicht klar, was alles in den Herzen ihrer Kinder vor sich geht.

Bremer Kind war die kleine Minna. Ihr Vater war ein tüchtiger Geschäftsmann. Der „Meister Engelbrecht“ war stadtbekannt als Fischer und Kunstglaser. Die Eltern waren den Jahren nach weit auseinander, die Mutter war neunzehn Jahre jünger als der Vater, sie half ihrem Mann tatkräftig im großen Geschäft. Am 29. August 1866 wurde Minna als älteste der fünf Geschwister geboren, auch sie mußte schon früh, mit etwa fünfzehn Jahren, viel im Haushalt und im Laden mit anpacken. Die Kinder wurden streng erzogen, wohl gab es auch Tage der Ausgelassenheit und Geselligkeit, aber leider mußte Minna schon früh merken, daß die Ehe der Eltern nicht glücklich war. Sie hat sich in ihrem eigenen Elternhaus nie recht wohl gefühlt. Es war zu viel Unruhe daheim, und es lag über allem ein fast drückender Ernst. Zumal zu ihrer Mutter hat Minna nie ein rechtes Verhältnis finden können, sie wuchs ohne jede Liebe auf und hat die Zärtlichkeit der Mutter sehr entbehrt.

Wenn doch die Eltern, zumal die Mutter, geahnt hätten, was eigentlich das Herz der Ältesten bewegte: sie hat es noch im hohen Alter in klarer Erinnerung, daß schon etwa im fünften Lebensjahr ein inniges Gebetsleben in ihr wach war und dann still gepflegt wurde. Sie hat es selbst so schlicht und ergreifend geschildert, daß man nur mitdanken kann (sich zugleich aber fragt, wie es wohl bei den eigenen Kindern und vielen andern sein mag!): „Mein Beten bestand nicht im Nachsprechen von vorgesagten Verslein. Dazu war ich weder durch Bitten noch durch Schelten meiner Umgebung zu bringen, so daß meine Mutter mir später einmal sagte: ‚Das ist doch sonderbar, daß gerade du fromm geworden bist; du wolltest als Kind ja nie be-

ten.' Die Mutter ahnte nicht, welch wundersame Gabe ich an Stelle der auswendig gelernten Gebetlein empfangen hatte.

Mein Gebet war ein freies Reden aus meinem Herzen mit dem ‚lieben Gott‘. Das bedeutete mir ein Aussprechen mit jemand Gutem und Großem, den man nicht sah, der aber doch da war. Der Ort, an dem ich meinen ‚lieben Gott‘ gegenwärtig glaubte, war mein Bett, und ich hatte die Ansicht, daß auch andere Kinder und die großen Leute in ihrem Bett mit ihm redeten. Da aber niemand mit mir davon sprach, lebte ich in dem Glauben, dieses Aussprechen mit Gott sei etwas Verborgenes, das man nur im Bett tun und wovon man nicht sprechen dürfe. Wenn ich mich abends vergewissert hatte, daß meine jüngeren Geschwister schliefen (sie waren, so meinte ich, ja noch zu klein, um so zu beten), dann kniete ich in meinem Bett nieder und zog die Bettdecke über den Kopf, den ich auf die gefalteten Hände legte, so daß ich ganz im Verborgenen war. Hier glaubte ich den lieben Gott gegenwärtig, dem ich nun alles sagen wollte. Wie ich zu der knieenden Stellung kam, weiß ich nicht, hatte ich doch nie jemanden niederknien sehen zum Gebet. Und dann begann ich ganz leise und doch hörbar zu reden mit dem großen Gott von all den kleinen Dingen meines kleinen Lebens. Ich weinte meine Leiden vor ihm aus, sagte ihm von meinen Freuden und brachte ihm alle Neuigkeiten des vergangenen Tages. Wenn mir jemand wehgetan hatte, klagte ich ihn vor Gott an und meinte dann, Gott würde ihn nun strafen. Auch meine kleinen Wünsche brachte ich vor ihn in der Gewißheit, daß der liebe Gott sie mir erfüllen werde.

Dieses Mitteilungsbedürfnis wurde mir etwas so Natürliches und Unentbehrliches, daß, wenn mir tagsüber etwas Schmerzliches widerfuhr, wenn ich gescholten oder geschlagen wurde, wenn ich Kopfschmerzen oder Leibweh hatte oder auch, wenn mir etwas Gutes begegnete oder etwas Schönes mich erfreute, ich allemal dachte: Wenn es nur erst Abend wäre, dann sage ich's

dem lieben Gott. In diesem Reden mit Gott war die Aktivität nur auf meiner Seite. Aber indem ich mein Herz vor ihm ausschüttete, wußte ich, daß Gott mich sieht und hört, und das genügte mir. Das Ergebnis dieser Aussprachen war allemal innere Beruhigung und Zufriedenheit — und so schlief ich dann selig ein. Ich erinnere mich deutlich, daß, wenn ich mich nach solchem Beten zum Schlafen niederlegte, manchmal ein ganz heller Schein in meiner Nähe war, wie von einem überirdischen Licht.“ — Welch einen Blick tun wir hier in das Herz eines kleinen Kindes! Ohne Frage sind hier Engel dem Kinde nahe gewesen und haben es geleitet und erquickt. —

Überraschenderweise hat die Schule dieses zarte Pflänzchen echten Gotterlebens zunächst fast völlig zerstört. — Wieder können wir nur aufmerken; sicherlich wäre die Lehrerin höchst erstaunt gewesen, wenn sie auch nur von fern gehaut hätte, was sie mit ihrem gutgemeinten Gebet in der Seele der kleinen Schülerin zerschlug. So erzählt Minna Popken von ihrem ersten Schultag: „Etwa dreißig kleine Mädchen sind wir gewesen, die als neue Ankömmlinge in der Höheren Töcherschule halb neugierig, halb verlegen auf den Bänken saßen und diese neue Welt, von der man uns schon Wochen vorher erzählt hatte, vorsichtig betrachteten. Die Lehrerin redete freundlich zu uns — und dann sagte sie: ‚Nun wollen wir beten.‘ In diesem Augenblick erfaßte mich eine große Angst über das, was die Lehrerin tat. Es war mir, als müßte ich laut rufen: ‚Tu das nicht, das darf man nicht‘; aber die Angst saß mir in der Kehle — und die Lehrerin betete. An diesem ersten Schultage war mein ganzes Denken ausgefüllt mit den Fragen: Darf man das tun? Ist der liebe Gott nicht in meinem Bett? Wo ist er denn? Ist er auch in der Schule? Ich war plötzlich aus meiner Verbindung mit Gott herausgerissen und wußte nicht, wo ich ihn wiederfinden konnte. Eine große Verlassenheit kam über mich und etwas wie Enttäuschung; ich verstand so gar nichts von dem, was vorging. Jeden Morgen wiederholten sich die Gebete der Lehrerin, die

ganz anders mit Gott redete als ich, sie sagte etwas wie einen Vers zu ihm. Und ach, in der Verborgenheit meines Bettes entschwand mir der liebe Gott immer mehr. Wohl suchte ich noch nach dem gewohnten Austausch des Abends; aber ich kniete dabei nicht mehr in meinem Bett. Etwas Liebes, Hingebendes war mir aus dem Herzen weggenommen. Auch am Tage wurde das Verlangen nach Gott immer schwächer, bis es ganz verging, und damit hatte auch mein Beten zu Gott aufgehört. Das Glück eines Kinderherzens war zerstört.“

Diese Not wurde für kurze Zeit wieder aufgehoben durch eine schwere Krankheit. Im zwölften Lebensjahr mußte das junge Mädchen mehrere Monate lang still liegen. Wieder haben die Eltern und auch Lehrer nicht von fern erfaßt, was die kleine Schülerin auf ihrem Krankenbett an tiefer, stiller Freude durchlebte; sie empfand das Alleinsein als unbeschreibliche Wohltat. Auch gewisse Bindungen zumal an eine Lehrerin, die sie sehr geliebt hatte, fielen in diesen Monaten wieder ab.

Besonders ergreifend ist es dann, daß gerade der Konfirmandenunterricht und vor allem die darauf folgende Konfirmation alles zerstörten, was an innerem Erleben bereits dagewesen war und wachgehalten wurde: Wohl war der Pfarrer ein „berühmter Kanzelredner“, wohl hatte auch gerade die Mutter eine starke Zuneigung zu diesem Mann und ging häufig in seine Predigten, aber wieder haben weder der vollbeschäftigte Vater noch die religiös interessierte Mutter noch vor allem der Pfarrer selbst gemerkt, was in dem jungen Mädchen wirklich vor sich ging: Minna Popken kann im Alter nur schreiben: „Wenn ich unseren Pastor beten hörte, in mir so fremden, hohen Worten, die mich im Herzen gar nicht berührten, dann fühlte ich mich vom Beten abgestoßen. Und doch sehnte ich mich nach Gott, machte auch nachts im Bett noch einige Versuche, das Vaterunser zu beten; sie mißlingen aber und hörten bald ganz auf. Die nun folgende Konfirmation, zu der mich nur die Überredungskunst des Pastors bringen konnte, kam mir sinnlos und fast meineidig vor. Danach schloß sich mein Herz nach Gott hin zu.“

Ist dies Bekenntnis eines jungen Mädchens nicht gerade in seiner Kürze erschütternd? Der Pfarrer hat es doch sicher gut gemeint und wollte doch dem jungen Mädchen die Botschaft der Bibel nahebringen; die Kirche hat die Konfirmation eingeführt, um die Jugend gerade in diesem Alter zur Entscheidung für Jesus aufzurufen und anzuleiten, und hier wird weithin durch das Ungeschick des Pfarrers und der Kirche selbst ein junger Mensch zum völligen Nein gegen Gott geführt.

Es ist darum gut verständlich, wenn sich in der Lebensbeschreibung Minna Popkens ein kleiner Satz findet, bei dem viele Eltern aufhorchen sollten: „Ich führte von klein an ein Doppelleben, sann und redete oft still vor mich hin und verstand von dem, was um mich her vorging, nur wenig. Es war mir, als seien die Gestalten und Geschehnisse meiner Umwelt gar nicht wirklich. Sie blieben mir trotz meines lebhaften Dabeiseins innerlich fremd und fern.“

Was doch alles im Herzen eines Kindes und jungen Menschen vor sich gehen kann!

Mit zwanzig Jahren unglücklich verheiratet

Trotz der großen Enttäuschung durch den Unterricht der Kirche gab Minna Popken das Suchen nach Wahrheit nicht auf, im Gegenteil, es wurde bald stärker und ernster denn je, ja sie faßte eines Tages als sechzehnjähriges Mädchen den festen Entschluß, mit Gott zu leben. Überraschenderweise hat dazu gerade ein Vortrag beigetragen, der etwas ganz anderes als Ziel hatte. Eines Tages waren Mutter und Tochter zu dem Vortrag eines liberalen Pfarrers gegangen, der zum sog. Protestantenverein gehörte. Thema: „Das Suchen nach Wahrheit“. So erzählt M. Popken selbst: „Auf dem Höhepunkt jenes Vortrages zitierte der Redner das bekannte Lessingsche Wort, das ich nach dem Gedächtnis so wiedergebe, wie es sich mir damals eingepreßt hat: ‚Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit hielte

und in seiner Linken das Streben nach Wahrheit, und er spräche zu mir: Wähle!, ich flehe ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ Dieser Anschauung Lessings schloß sich der Redner mit vollster Überzeugung an. Er zitierte auch ‚Das verschleierte Bild zu Sais‘ von Schiller und suchte zu beweisen, daß es für einen Menscheng Geist unmöglich sei, die volle Wahrheit zu erlangen. Darauf entwickelte er mit rhetorischem Aufwand und in idealen Gedankengängen das Streben nach Wahrheit.“ Und was tat Minna Popken daraufhin? Noch im hohen Alter weiß sie genau, was sie empfand. „Jetzt in meinen alten Tagen erinnere ich mich dieses Vortrages so gut, als hätte ich ihn erst kürzlich erlebt. Als ich nachher mit meiner Mutter nach Hause ging — es war ein kalter Novemberabend mit Regen- und Schneegeriesel —, da gelobte ich in meinem Herzen, nicht zu ruhen, bis ich die volle Wahrheit gefunden und erfaßt hätte, und wenn ich daran zugrundegehen sollte.“

Und tatsächlich: von da ab ging sie alle Sonntage in irgendeine der vielen Kirchen Bremens, um der Wahrheit zu begegnen und — — fand sie nicht, auch z. B. ein Otto Funcke, der vielen zum Segen geworden ist, hat sie nicht packen und ihr helfen können. — Einmal kam sie bei diesen vielen Versuchen auch in eine katholische Kirche hinein, wurde aber durch das Gepränge und die vielen unverständenen Zeremonien so stark abgestoßen, daß sie es nie wieder auf diesem Weg probiert hat.

Wieder kommt eine Überraschung in der Entwicklung dieses jungen Menschenkindes: sie wird durch Jahre hindurch stark angezogen durch die Predigten eines bekannten jüdischen Pfarrers, Dr. Schwalb. Dieser Mann war in jungen Jahren zum lebendigen Glauben an Jesus gekommen, aber dann durch das Studium der Theologie so in seinem Innenleben verwirrt worden, daß er zu einem der schärfsten Bibelkritiker wurde, die es damals gab. In seinen Predigten aber

konnte er viele Menschen durch seine packende Art und seinen großen Ernst mitreißen, ja, in seinem Herzen klang vielfach etwas von der heißen Sehnsucht nach Wahrheit an, daß sich auch Minna Popken dadurch angezogen fühlte: vor allem, wenn er betete, meinte sie, den vertrauten Ton des früheren Betens zu hören. Darum hat sie durch Jahre hindurch mit tiefer Dankbarkeit unter seiner Kanzel gesessen und hat ihm diese Dankbarkeit auch über sein Grab hinaus bewahrt. Zum rechten Frieden mit Gott durch Jesus aber konnte er sie nicht führen. Sie blieb unruhig und voll Verlangen.

Da — — ist sie dann in eine Ehe „geflüchtet“, durch die ihre Not noch größer wurde.

Das kam so: sie lernte auf Familienbällen, zu denen ihre Eltern sie mitnahmen, einen Weinhändler Heinrich Popken kennen, der eine starke Zuneigung zu ihr empfand und schon sehr bald um ihre Hand anhielt. Er war dreizehn Jahre älter als sie, aber durchaus ein Mann, der ernster war als die meisten anderen in seinem Alter; dadurch waren sie überhaupt in gelegentliche Gespräche gekommen. Als sie den entscheidenden Brief erhielt, in dem er sie vor die Entscheidung stellte, war ihre erste starke Empfindung: auf keinen Fall mit ihm in eine Ehe eintreten! Trotzdem konnte sie sich seinem starken Werben nicht entziehen, zumal sie sich aus der Unruhe des Elternhauses wegsehnte und hier ein Mann ihr entgegenkam, der sie wirklich liebte. Es kam eine Zeit großer innerer Kämpfe. Dann vor die letzte Entscheidung gestellt, schüttete sie ihm ihr ganzes Herz aus und bekannte ihm alle ihre inneren Nöte. Daraufhin schloß er sie einfach in seine Arme, und die Verlobung fand statt. Am 11. September 1886 folgte die Hochzeit.

Was war aber geschehen? Äußerlich war alles schön: ein schönes Heim, ein treuer Mann, ein gutes Auskommen — — aber die innere Not wich nicht, sondern wurde nur größer, vor allem empfand sie ihren Schritt als Verrat, da sie den Mann ohne Liebe geheiratet habe. Darüber wurde sie krank, bekam ein schweres

Nervenfieber und war dem Tode nahe. — Kaum genesen, wurde sie Mutter — — aber ein Jahr später starb dieses erste Kind, ein zweiter Sohn starb gleich nach der Geburt, wieder ein Jahr später traf sie ein neues schweres Leiden, und sie mußte alle Hoffnung, jemals wieder Mutter zu werden, aufgeben. Da kam die Verzweiflung über sie, und vor allem trat infolge all dieser Erlebnisse eine fast völlige Entfremdung von ihrem Manne ein. Er blieb äußerlich gut und ritterlich zu ihr; aber innerlich lebten sie sich auseinander.

25 Jahre erst war sie alt und — — völlig einsam, von den Eltern nicht verstanden, die Kinder verloren, vom Mann innerlich getrennt!

Ein Artikel und seine überraschende Wirkung

Eins muß für die nächsten Jahre beachtet und festgehalten werden, es hätte wahrlich auch ganz anders sein können: wohl verstand der Mann seine Frau nicht, aber er trug sie in jeder Weise, er tat für sie, was er konnte, und suchte ihr das Leben zu erleichtern.

Glücklicherweise erholte sie sich von ihrem Nervenleiden schneller, als man zunächst hatte hoffen können. Äußerlich hatte sie keine Sorgen und nicht viel Arbeit, da stürzte sie sich mit großem Eifer, aus dem heißen Verlangen, die Wahrheit zu finden, in die Bücher. Auch die Verbindung zu Pfarrer Dr. Schwalb wurde enger; obwohl er ihr im Entscheidenden nicht Seelsorger wurde, hat er ihr doch manchen Rat gegeben und ihr in vielem geholfen. Sie las neben einem Pascal, dem großen Mathematiker und Christen, auch Strauß und Feuerbach, die bekannten Bibelkritiker und Philosophen. Vor allem war es in dieser ersten Zeit Ibsen, der sie beschäftigte, ja über den sie selbst Vorträge im engsten Freundeskreis zu halten anfang. —

Aber ihr Fragen nach Wahrheit blieb ohne Antwort. Auch die deutschen Dichter und Denker, Goethe, Kant,

Schopenhauer, mit denen sie sich viel beschäftigte, konnten ihr nicht weiterhelfen.

Sie schreibt aus dieser Zeit: „Einzig der ehrliche Pessimismus Schopenhauers zog mich an. Ja, so mußte sich die Welt dem Auge des nüchternen Beobachters darstellen, der es wagte, hinter Kulissen und Vordergründe zu schauen. Aber war das denn das Letzte, dies unsäglich Traurige, zur Verneinung des Lebens Führende, das keinen Raum ließ zu freudiger Hingabe an ein Ewiges, Ansichseiendes, sondern endete in Resignation und Nichtsein? Konnte ich darauf mein Leben aufbauen? Nein!

Wir pflegten wieder mehr geselligen Verkehr, besuchten Konzerte und Theater und machten Reisen. Ich suchte und fand Anknüpfung an interessante Persönlichkeiten und korrespondierte mit Schriftstellern, deren Bücher ich gelesen hatte. In dem allen suchte ich ruhelos und lebenshungrig nach Verständnis des Weltganzen, nach seinem Zweck und Ziel, nach dem Sinn des Daseins, nach dem Geheimnis des Lebens und des Todes.“

„Von der Wahrheit, die ich suchte, hatte ich mir eine große, alles umspannende Vorstellung gemacht. In Weltweite und Liebestiefe mußte sie alles umfassen und durchdringen. Für jeden Menschen, ohne Ausnahme, mußte sie annehmbar und hilfreich sein. Arme und Reiche, Gelehrte und Analphabeten, Kranke und Gesunde, Junge und Alte, Gute und Böse, Aufrechte und Gefallene, Hungernde und Frierende, Verlassene und Sterbende — alle, alle mußten teilhaben an dieser Liebe, die ich halb unbewußt mit der Wahrheit in einem schaute. Gab es eine solche Liebe? Und wo war sie zu finden?“

Selbstverständlich blieb bei all diesem unruhigen Suchen und Ringen die Auswirkung auf das leibliche Leben nicht aus. Wieder stellte sich eine schwere Nerven-erkrankung ein; oft war Minna Popken so müde, daß sie kaum noch denken konnte.

In dieser Zeit fiel ihr ein Artikel in die Hand von

einer bekannten Ärztin aus Dresden (Frau Dr. Fischer), der von Frauenberufen handelte und mit Wärme davon schrieb, wie die Leere im Leben vieler Frauen durch einen echten Beruf überwunden werden könnte. — Dieser Artikel machte tiefen Eindruck auf Minna Popken, sie schrieb an diese Ärztin und schilderte ihre ganze Not des Leibes und der Seele — — so offen hatte sie noch nie mit einem anderen Menschen über ihren Kampf und ihre Sehnsucht gesprochen. Auch ihrem Mann gab sie diesen Antwortbrief zu lesen, er sagte nichts dazu; aber er verhinderte auch nicht, daß der Brief abging. —

Und schon sehr schnell kam die Antwort. Die Ärztin hatte über vierzig Briefe bekommen, war aber von keinem so bewegt wie von dem aus der Feder Minna Popkens. Sie riet ihr, — — Medizin zu studieren. Die erste Empfindung war für beide Eheleute: unmöglich, das geht nicht, dazu sei sie auch schon zu alt. Aber — — der Gedanke ließ sie nicht mehr los, es wurde ihr klar: gerade dies sei der Weg, um endlich aus all dem Grübeln und Quälen herauszukommen, irgend etwas ganz Praktisches müsse sie anfangen, Freunde rieten ähnlich; da fuhr sie kurzerhand mit Erlaubnis ihres Mannes nach Dresden und fing dort unter Anleitung der Frau Dr. Fischer an, zu arbeiten, zu lernen, zu studieren. So schreibt sie über diese kurze Zeit: „Ich nahm dort Privatstunden in Naturwissenschaften, Mathematik und Latein und machte bald die überraschende Erfahrung, daß die intensive, systematische Geistesarbeit überaus günstig auf meinen Gemütszustand wirkte. Besonders der Umgang mit der lateinischen Sprache war es, der mein zerfahrenes Gehirn wieder in Ordnung brachte. Ich gewann Mut und Festigkeit, mein Leben ganz neu in die Hand zu nehmen, konnte mich auch wieder freuen an meiner Umgebung, am Verkehr mit Menschen und all dem Schönen, das sich mir dort bot. Es war eine an Arbeit und Erlebnissen überaus reiche Zeit.“

Zwischendurch fuhr sie mehrfach nach Hause und fand immer einen Mann, der mit diesem ihrem Weg

einverstanden war; da reifte der Entschluß in ihr, tatsächlich mit dem Studium der Medizin zu beginnen. Sie ließ sich mit 32 Jahren Anfang November 1898 in Zürich als Studentin der Medizin einschreiben.

Freude am Studium, Ehescheidung, Selbstmordgedanken

Das sind drei sehr verschiedene Dinge, und doch ist mit ihnen der Inhalt der nächsten Jahre beschrieben. Es ging durch große Freude und weitere tiefe Nöte hindurch, Minna Popken kam durch das alles an den Rand der letzten Verzweiflung.

Das erste war und blieb eine große neue Freude. Sie kann rückwirkend nur bekennen: „Ein ganz neues Leben erwachte in mir. Die große, freizügige, lebendige Stadt Zürich, die wunderbare Schönheit der sie umgebenden Landschaft und nicht zum wenigsten die Begeisterung, die mir die Alma Mater schon im ersten Semester meines Studiums erzeugte, dazu die ganz andere Art Leute, mit denen ich dort verkehrte — das alles übte einen starken Einfluß auf mich aus und gab mir ein Empfinden der Freiheit und der Freude, wie ich es in meinem bisherigen Leben noch nicht kennengelernt hatte. Eine neue, nie gekannte Jugendkraft erwachte in mir, und mein Geist streckte sich der Wissenschaft entgegen.“

„Wie fesselnd und interessant war es, den menschlichen Organismus kennenzulernen bis in die Struktur seiner Gewebe hinein, im Mikroskop die verschiedenartigen Zellgebilde der inneren Organe zu betrachten, in die Wunderwelt des Auges, des Ohres, des Gehirns hineinzuschauen, dem Geheimnis der natürlichen Menschwerdung nachzuforschen! Und das alles im Zusammenhang seiner Funktionen, unter unwandelbaren Gesetzen des Lebens zu erkennen, das bedeutete für mich eine Kette spannendster Erlebnisse.“

Dabei ging ihr neu, aber klarer denn vorher die Welt der Schöpfung Gottes auf, und sie erlebte bei

ihrem Studium geradezu die Wahrheit des 1. Artikels. Viele ihrer Kollegen waren reine Materialisten und meinten, die Welträtsel mit der Annahme eines „Urschleimes“ lösen zu können. Das war für Minna Popken zu dumm und oberflächlich. — Eine Zeitlang kam sie, durch Bekannte und Freunde dahin geführt, in die Welt der Theosophie hinein, ja nahm auch einmal an einer spiritistischen Sitzung teil; aber sie wurde zumal durch letztere wie auch durch all das Wirre und Vage der Theosophie so abgestoßen, daß sie diese Kreise bald mied und sich völlig von ihnen zurückzog.

Viel bedeuteten ihr als Städterin die mannigfachen Wanderungen durch die Schweizer Berge. Es klingt eine tiefe Dankbarkeit durch ihre Schilderungen solcher Wochenendausflüge hindurch: „Oft sind wir am Samstagabend ein Stück mit der Bahn gefahren und dann die mondhelle Nacht hindurch gewandert, um eine Bergspitze zu erreichen, wo wir mit Spannung und Freude den Sonnenaufgang erwarteten. Überall auf den Gipfeln traf man Leute aller Stände, die sich an dem herrlichen Schauspiel erquicken wollten. — War das eine Pracht! Die unermessliche blaue Weite, in die unzählige weiße, braune und rötliche Bergspitzen hineinragten, die nun purpurn, dann golden überstrahlt wurden von der langsam emporsteigenden Sonne! Tief drunten stille, blanke Seeflächen, oft auch von dichtem, gelblichem Nebelmeer bedeckt, dazwischen sanft ansteigende Wälder, und zu unseren Füßen ein grünsamter Teppich, mit der unbeschreiblich schönen Flora der Alpen besät. Konnte man in solcher Schönheit, in dieser erhabenen Pracht noch kleinlich bleiben? — Ein kurzer Schlaf dort oben auf weichem Moos unter dem Schatten eines Baumes, ein einfaches Mahl aus dem Rucksack, und neugestärkt ging es abwärts, weit, lang, immerfort; dann noch ein wenig Bahnfahrt, und spät-abends kam ich so müde ins Bett, daß traumloser Schlaf mich umfing bis zum Morgen. Selbst im Winter machten wir ähnliche Ausflüge, wenn auch ohne Nachtwanderungen. Manchmal, wenn es unten im Tal

zehn Grad und mehr unter Null war und dichter Nebel überm Zürichsee lag, trafen wir auf Bergeshöhen im Mittagsonnenschein fast sommerliche Wärme. — Ich habe immer etwas mitgenommen an seelischer Spannkraft, wenn wir nach solchen Wanderungen zurückkamen an die Arbeit.“

Es ist darum gut begreiflich, daß sie auch in den Ferien vielfach mal nicht nach Bremen fuhr, sondern in ihre geliebten Berge. Der Aufenthalt auf einer einsamen Alp ist ihr unvergeßlich geblieben und hat ihr Land und Leute nahegebracht, wie es nicht oft so erlebt wird: „Durch einen Bekannten war mir einmal ein Aufenthalt auf einer einsamen Alp im Urner Land vermittelt worden, wohin sonst kaum ein Fremder kam. Meine Arbeiterfreunde trugen mir das Gepäck hinauf, und dann war ich allein dort in einem Alphause, in welchem tagsüber nur ein Huhn und eine Katze neben mir existierten. Dieses Huhn hatte dort ein jagender Geier allein noch übriggelassen. Es krächte wie ein Hahn, legte aber täglich ein Ei, das mir zugedacht wurde. Abends kamen die Bauertöchter, die am Tage auf einer höhergelegenen Alp arbeiteten, herunter zum Schlafen. Mir war die ‚Nebenstube‘ neben der großen Bauernstube angewiesen. In dieser Stube, in der mein Bett stand, befanden sich in einer Nische am Boden sämtliche Sonntagsstiefel der vielköpfigen Familie, und über einer Holzstange hingen sämtliche Strümpfe, die auch nur an Sonntagen getragen wurden, sonst gingen alle barfuß. Ferner stand in dieser Stube ein ‚Chleiderchaschte‘ (Kleiderschrank), in den ich ebenfalls ein ‚Gewand‘ hängen durfte. In dem gleichen Schrank befand sich, wie ich später sah, die Sonntagshose des alten Bauern, und in dieser ein großes Portemonnaie mit vielen Goldstücken, die für Käse und Vieh eingenommen wurden. Vor meinen Augen legte der Bauer sein Geld dort hinein. Alles war unverschlossen. Am ersten Sonntag, den ich dort auf der Alp zubrachte, kamen am Morgen ganz früh, ohne etwa anzuklopfen, die Bauernsöhne einer nach dem andern

in meine Kammer, um sich dort am Fenster zu rasieren. So etwas war mir allerdings noch nie begegnet, ich lag ganz still und wartete, bis sie wieder hinausgingen. Keiner sagte ein Wort, und keiner sah mich an; es geschah das so natürlich und selbstverständlich, daß ich schließlich auch nicht mehr erschrocken war. — In seiner Natürlichkeit und Derbheit kam mir das Leben dort oben sauberer vor, als ich es oft in der Konvention der hochkultivierten Welt gefunden hatte. Auch viel Liebe und Herzenstakt habe ich unter der Landbevölkerung beobachtet, und an der zähen Ausdauer und Geduld der Bauern konnte ich manches lernen. Ich hatte Freude am Echten und Natürlichen und kannte die Schweizer Bauern bald so gut, daß ich unter ihnen wie zu Hause war.“

Man erlebt es gleichsam mit, wie durch all dies für Minna Popken neue Welten erschlossen wurden und sie wieder anfangen durfte zu leben.

Darum traf sie um so überraschender und erschütternder der Schlag, daß auf einem kurzen Ferienurlaub im April 1899 ihr Mann ihr plötzlich vorschlug, sich von ihr zu trennen. — Es war nichts Besonderes vorgefallen, aber sie hatten sich durch die neue und lange Trennung doch noch mehr auseinandergelebt. Ein kurzer Versuch, sich wiederzufinden, mißlang. Da meinte er, Ehescheidung wäre das einzig Richtige.

Nun kam ein schwerer Kampf für Minna Popken. Sie läßt uns in ihrer Lebensbeschreibung in dieses innere Ringen mit großer Freimütigkeit hineinschauen: „Eine Trennung der Ehe? Das bedeutete für mich ein Hinausgetriebenwerden aus einem sicheren Hafen ins offene Meer. Von meiner Heimat, von Verwandten und Freunden und vor allem von dem Manne fort, der mich geliebt und umsorgt hatte. Das schien mir fast untragbar. Aber er liebte mich ja nicht mehr und verlangte die Trennung; mußte ich ihn da nicht freigeben? Er war noch nicht fünfzig Jahre alt, und das Leben konnte ihm vielleicht noch ein Glück bringen, das er an meiner Seite entbehrt hatte. Durfte ich ihn unter diesen

Umständen noch weiter an mir festhalten? Es war eine große Not und ein Schmerz, den ich noch heute, nach vierzig Jahren, nachempfinde. Aber in jenen schweren Stunden zerriß das Band, das mich an meinen Mann gebunden hatte. Jetzt merkte ich, wie stark es gewesen war.“

Es folgte eine neue Überraschung, als ihr Mann seinen Entschluß zur Scheidung zurücknahm, sie sogar um Verzeihung bat und ihr vorschlug, doch weiter zusammenzubleiben. Da aber konnte sie nicht mehr zurück. Sie meinte es ihm nicht zutrauen zu können, daß er eine längere Trennung durch ihr Studium ertragen würde; mit einer zweiten Lüge wollte sie die Ehe nicht noch einmal beginnen — da blieb sie bei ihrem Nein. Sie trennten sich in aller Herzlichkeit, ja als Freunde. Kurze Zeit später wurde die Ehe auch gerichtlich geschieden, wobei ihr als Frau die Schuld zugeschoben wurde. — Gut, daß ihr Vater bereit war, für ihren äußeren Unterhalt zu sorgen und sie darum ihr Studium fortsetzen konnte; aber wir ahnen, wieviel Kraft diese Wochen und Monate kosteten, durch welche neuen inneren Nöte es hier hindurchging.

Wir wundern uns darum nicht, daß Minna Popken aufs neue schwer erkrankte; Leib und Seele hängen ja viel enger zusammen, als wir im allgemeinen denken. Sie bekam eine schwere Herzneurose und wurde fast jede Nacht von einem Herzkrampf geweckt.

Zweimal suchte sie in dieser Zeit ihre einsamen Berge auf. Jedoch fand sie auch dort keine rechte Erquickung, sondern kam nur in noch größere Einsamkeit hinein: „Anstatt nun in der Einsamkeit mich zurechtzufinden, litt ich nur noch mehr. Die starre, eisige Bergwelt ringsherum peinigte mich, und ein unaussprechliches Heimweh nach der grünen, weiten Ebene, nach wogenden Kornfeldern, nach der Heide und nach dem Meer erfaßte mich. Verzweifelt und planlos lief ich in den Bergen herum, machte große, oft gewagte Wanderungen, suchte Ruhe oder doch Erleichterung und fand sie nicht.“

Drei kleine Erlebnisse aus dieser Zeit zeigen, daß Gott auch jetzt ihr nachging und sie doch vor letzter Verzweiflung bewahrt blieb: Einmal war es ein Kind mit einer schlichten, aber treuen Mutter, das sie tröstete, ein anderes Mal ein Arzt, der für sie betete, und zum dritten eine Begegnung mit Samuel Zeller, die sie nie vergessen hat:

„Eines Tages“, so erzählt sie selbst, „kam ich zu einer Hütte und bat, ob man mir nicht etwas Milch und Brot geben könne; in meinem Rucksack war nichts mehr. Aber die Leute waren sehr arm und hatten keine Milch im Hause; doch zeigten sie mir einen Weg, der zu einem größeren Bauernhof führte. Mühsam schleppte ich mich bis dorthin und fand eine freundliche Frau, die sich anerbote, sofort eine Kuh zu melken. Sie führte mich in ihre heimelige Stube. Als ich dort wartend am Tische saß in unbeschreiblicher Not des Leibes und der Seele, öffnete sich die Tür, und ein kleines, etwa vierjähriges Mägdlein mit blondem Haar und großen blauen Augen kam herein. Furchtlos kam es näher, und als es mich so vertrauensvoll anschaute, da kamen mir Tränen in die Augen. Flugs kletterte das Kind ohne meine Aufforderung mir auf den Schoß und begann mein Gesicht zu streicheln und seinen Kopf an meine Wange zu legen. Es war etwas so unendlich Liebliches, daß es wie Balsam auf meine Wunden wirkte. So fand uns die Mutter, als sie Milch und Brot und Butter brachte. Nun konnte ich gründlich essen, und es war, als ob neues Leben mich durchflutete. Eine Bezahlung lehnte die freundliche Frau ab und verabschiedete mich so herzlich, daß es mir warm und wohl dabei wurde.“

In Zürich selbst kam sie mit einem gläubigen Kollegen zusammen, der sie mit in seine Familie hineinnahm. Da erlebte sie zum ersten Male in ihrem Leben, daß für sie gebetet wurde. Durch ihn kam sie auch einmal nach Männedorf, wo Samuel Zeller seinen gesegneten Dienst tat. Sie hat nicht viel von allem verstanden, was dort geschah, auch nicht, was er selbst zu ihr

sagte. Eingeprägt aber hat es sich doch in ihrem Herzen: „Ich gewann einen merkwürdigen Eindruck von dem, was dieser Gottesmann sagte. Zu meiner Überraschung und Beschämung mußte ich fast während der ganzen Bibelstunde weinen — warum, das war mir nicht klar. Als ich mit ganz verweintem Gesicht an der Seite meines Kollegen aus der Kapelle kam, trafen wir mit Samuel Zeller zusammen. Mein Kollege, der ihn kannte, begrüßte ihn und stellte mich vor. Ich war wegen meines dummen Weinens ganz verlegen und sagte kein Wort, der alte Zeller aber schaute mich durchdringend an und sagte: ‚So, so, Sie studieren Medizin — na ja‘; eine Pause — und dann ganz unvermittelt: ‚Das ist aber meine größte Freude, daß wir einen Hohenpriester haben.‘ Dann gab er mir die Hand, sagte: ‚Leben Sie wohl‘, und man ging. Ich verstand nicht, was er mir sagen wollte mit dem ‚Hohenpriester‘, und wußte nicht recht, wer das sei.“

Es war gleichsam nur ein erstes Licht gewesen, das in ihr Herz hineinfiel; aber es blieb vorerst noch dunkel.

Ja es wurde noch dunkler. Es kam eine Stunde, in der sie nach ernster Selbstprüfung den Entschluß faßte, aus dem Leben zu scheiden. Wieder einmal war sie in die Einsamkeit der Berge geflüchtet: „Mit schwerem Druck im Herzen, fast verzweifelt, kam ich auf die Alp. Dort in der Einsamkeit kam der Jammer meines Lebens stärker über mich als je zuvor. Nachdem ich ein wenig zur Ruhe gekommen war, hielt ich eine gründliche Abrechnung mit mir selbst. Wohin war ich geraten mit allen meinen Idealen, mit meinem Suchen nach Wahrheit? Was hatten mir alle meine Leiden und Kämpfe eingetragen? — Vor mir lag ein schweres Leben, voll Arbeit, Entbehrungen und Herzensöde. Meine untergrabene Gesundheit, die angegriffene Lunge, das kranke Herz und die noch kränkere Seele machten es ja fast unmöglich, den schweren ärztlichen Beruf auszuüben. Aber ein Zurück gab es für mich nicht mehr. Was sollte ich beginnen mit diesem ruinierten Leben? Mich schauderte vor einer so ungewissen Zukunft. Und

unter all diesen Schmerzen und Konflikten trat immer wieder die Furcht an mich heran, geisteskrank zu werden. Dieser Schrecken durfte nicht über mich hereinbrechen, dem mußte ich zuvorkommen.

Da beschloß ich ganz kühl und nüchtern, meinem Leben ein Ende zu machen.“

Aber da kam es zu der großen Wende ihres Lebens.

Von Christus gerufen und zu Christus gefunden

Minna Popken hat keine Bekehrung erlebt, wie sie sonst viele erlebt haben und bezeugen können. Es ging bei ihr gleichsam von Knotenpunkt zu Knotenpunkt; aber es war ein klares Rufen und Wirken des lebendigen Herrn, nur wieder so ganz anders, als es sonst zu geschehen pflegt. Es war kaum menschliche Hilfe dabei. Es kam zu keiner besonderen Aussprache mit einem Seelsorger, es ging nicht auf einmal von der Nacht ins volle Licht hinein; aber es kam zu einer entscheidenden Wende: sie kam zu Christus, der sie rief, und dem sie ihr Leben dann auslieferte.

Das erste war ein wunderbares Gebetserleben, das sich durch Wochen hinzog: an demselben Tag, an dem sie eigentlich aus dem Leben scheiden wollte, saß sie abends grübelnd und sinnend in ihrer Firstkammer. „Da stand“, so erzählt sie, „plötzlich ganz ungesucht ein merkwürdiges Bild vor meinem inneren Auge; es war eine Art Vision, die aber wohl dem Grund meiner eigenen Seele entstammte. Ich sah mich auf einem schmalen, gefährlichen Wege, einer Art Felsengrat, wandeln: zur Linken war ein tiefer Abgrund — und zur Rechten war ebenfalls ein tiefer Abgrund. Beide waren ganz dunkel, und der Weg war schwindelerregend und schrecklich, ich konnte weder vor- noch rückwärts, meine Knie zitterten, das Herz klopfte mir zum Zerspringen, und ich dachte: Jetzt wirst du in den Abgrund hinunterstürzen! Tiefes Grauen überfiel mich. Da sagte etwas in mir: ‚Der Abgrund zur Linken ist

die Verzweiflung, der Abgrund zur Rechten ist Gott.' Es war, wie wenn ich einer Stimme lauschte, die zu mir sprach, und die doch in mir selber war. Dann sagte diese Stimme: ‚Wirf dich in den Abgrund zur Rechten, so machst du deinem Leben ein Ende‘, — — und plötzlich — — ohne daß ich wußte, wie es kam, lag ich auf den Knien, und zwar genau in derselben Stellung, wie ich sie einzunehmen pflegte als kleines Kind, wenn ich nachts in meinem Bett zu dem ‚lieben Gott‘ redete. An diese Stellung hatte ich seither nie mehr gedacht. Bei all meinem Gottsuchen war es mir nie in den Sinn gekommen, mich vor ihm zu beugen. Was hatte denn auch die stolze Humanistin und Theosophin auf die Knie treiben können? Nun aber lag ich da in der kleinen Firstkammer in jener einzigen Stellung, die ein sündiges, von Leid zerbrochenes Herz vor seinem Gott einzunehmen hat, und in diesem Augenblick war es, als versanken dreißig Jahre meines Lebens in das Meer der Gnade, und ich müßte dort wieder anfangen, wo ich als kleines Mädchen steckengeblieben war, als ich an jenem ersten Schultage die große Enttäuschung erlebt hatte und meinen lieben Gott nicht mehr finden konnte.

Wie lange ich an jenem Abend vor Gott gelegen, und was ich zu ihm gesagt habe, das kann ich hier nicht wiederholen und weiß es auch nicht mehr genau. Eines nur weiß ich und vergesse es nie, daß es ein stilles, seliges Nachhausekommen war, und daß der liebende Vater, der schon lange nach mir ausgeschaut hatte, mich aufnahm als ein verloren gewesenes, wiedergefundenes Kind. Von einem wundersamen Frieden umgeben, erhob ich mich von den Knien, um mein Nachtlager aufzusuchen. Ich legte mich so ruhig zum Schlafen nieder, wie ich es damals als Kind nach einer gründlichen Aussprache mit Gott zu tun pflegte. Und so wie damals, als mich oft ein heller Schein umleuchtete, war mir das stille Licht der Gnade und der Liebe Gottes ins Herz gefallen.“

Das war das erste Durchbrechen der neuen Welt, die ihr jetzt aufgehen sollte. Noch war ihr Christus nicht

begegnet, noch war sie nicht mit der Welt der Bibel neu in Berührung gekommen, sie hatte gleichsam nur Gott durch dieses Beten in ihrem Herzen Raum gegeben, und nun nahm er mehr und mehr Besitz von ihrem Herzen.

Wohl verstand sie am nächsten Morgen fast selbst nicht, was eigentlich mit ihr geschehen war. „Einen Tag lang ging ich wie im Traum umher, immer leise vor mich hin mit Gott redend. Dann kam es wieder wie ein Wind und eine dunkle Welle über mich. ‚Siehst du wohl‘, sagte meine Vernunft, ‚dein altes Elend ist ja doch noch da, du schwärmst, und du betrügst dich; deine Seele gaukelt dir mitten in der Wüste eine Fata Morgana vor‘ — aber sofort legte ich mich aufs neue auf die Knie, betete an, dankte und pries Gott für seine Gnade. Da ging die Versuchung vorüber, und der Friede war wieder da.“

Und das hat sie dann tage- und wochenlang so gehalten. —

Zwischendurch hat sie ihre wissenschaftlichen Arbeiten weitergemacht, zwischendurch hat sie gekocht oder hat mit den Kindern im Hause gespielt; aber die Hauptsache war in dieser Zeit dieses stille Beten und Fragen und Finden.

Das wirkte sich auch körperlich aus, sie gesundete an Seele und Leib und hielt bei allem im Glauben fest, daß Gott sie jetzt angenommen habe und sie nun mit ihm ihr Leben weitergehen wollte. —

Nach Zürich zurückgekehrt, bekam sie durch den Kollegen, der sie damals zu Samuel Zeller mitgenommen hatte, ein kleines, weltweit bekanntes katholisches Buch in die Hand: die bekannte kleine Schrift Bernières de Louvigny: „Das verborgene Leben mit Christo in Gott“. Es ist ein Buch ähnlich wie die späteren Schriften von Tersteegen oder das Büchlein von Thomas a Kempis: „Von der Nachfolge Jesu“. Das trug sie nun immer mit sich herum und las zwischendurch in ihm.

Dabei hatte sie von früh bis spätabends schwer zu arbeiten, um sich für ihre Examina vorzubereiten, um allen Verpflichtungen, die sich sonst ergaben, nachzukommen.

Das ging etwa drei Vierteljahre hindurch: sie studierte, sie betete, sie las, sie arbeitete und — — ging dann im August 1901 wieder auf die Alp.

Da kam es dann zu dem entscheidenden und noch mehr klärenden Erlebnis mit der Bibel und mit dem Herrn der Bibel, mit Jesus selbst.

Hier kann sie nur allein das aussprechen, was in ihr vorging, hier muß sie selbst erzählen:

„Dieses Mal hatte ich nur die Bibel mitgenommen, alle wissenschaftlichen Bücher aber absichtlich zu Hause gelassen. Als Zweck meiner Ferien bewegte mich kein anderer Gedanke als der, die Bibel zu erforschen nach Gottes Wesen, nach seinem Willen und nach seinen Wegen. Ich dachte: wenn der Kollege recht hat mit seiner Behauptung, daß dieses Buch eine Offenbarung und Inspiration des lebendigen Gottes ist, dann muß es etwas sehr Heiliges sein. Ich wollte dies einmal als Tatsache annehmen und danach handeln und dachte, dann werde es sich ja erweisen, ob Gott durch die Bibel wirklich persönlich zu mir reden würde. Auch war mir im Laufe des verflossenen Jahres die Frage brennend geworden: Wer ist dieser Jesus? Wie habe ich mich zu ihm zu stellen?“

Nun kommt eine Überraschung: einmal wie Minna Popken die Bibel las, zum andern, was sie zuerst las, und wie sie dann fortfuhr. Man sieht hier hinein in die Werkstatt des Geistes Gottes, der die Führung dieses Lebens in seine Hand nahm.

So erzählt sie weiter: „Mein Zimmer lag nach Osten, und morgens in aller Frühe weckte mich die aufgehende Sonne. Dann stand ich sofort auf, legte meine Bibel auf den Stuhl, kniete davor nieder und betete mein Morgengebet. Ich bat Gott inbrünstig, mir zu zeigen, was ich aus der Bibel zu lesen hatte, und daß

er durch dieses heilige Buch zu mir reden wolle. Während dieser ganzen Zeit las ich die Bibel auf den Knien und niemals, ohne vor und nach einer Lesung zu beten. Ich tat es instinktiv wie damals in der Kindheit, als ich in meinem Bett mit dem ‚lieben Gott‘ redete. Jetzt sollte er mit mir reden! War das nicht noch heiliger, als wenn ich mit ihm redete? Und mußte ich dabei nicht niederknien? — Ich las ganz langsam Satz für Satz ohne Anstrengung des Gedächtnisses, nie bis zur Ermüdung und nie länger, als bis irgendein Wort in mich hineinfiel und so Gott zu mir redete. Zwischenhinein ging ich spazieren oder ruhte ein wenig auf meinem Laubsack, kochte mein Mittagmahl, spielte mit den Kindern oder lag draußen in der Sonne. — So erlebte ich im Anfang die Bibel, und Gott redete eindringlich und deutlich zu mir in seinem Wort.

Wie von innen geleitet, hatte ich mit dem Lesen bei der Apostelgeschichte begonnen. Wie wunderbar waren doch die Dinge, die dort erzählt wurden! Es war mir, als hätte ich das noch nie vorher gelesen. Den größten Eindruck machte mir die Bekehrung des Paulus. Ich sehnte mich danach, noch mehr von seinem inneren Leben und von seinem Schicksal zu erfahren, und las darauf, ohne verstandesgemäß die Wahl zu treffen, die beiden Briefe an die Korinther. Danach erfaßte mich ein starkes Verlangen, den „Herrn“ des Paulus näher kennenzulernen und mit ihm in eine lebendige Beziehung zu treten. Wieder wie von innen getrieben, begann ich nun der Reihe nach die Evangelien zu lesen in der langsamen, feierlichen Weise, wie ich's mit der Apostelgeschichte begonnen hatte. Fast den ganzen Tag hindurch bewegte ich das Gelesene in meinem Herzen, und von einem Tag zum andern wuchs mir immer größer die Gestalt des Menschen- und des Gottessohnes aus den Evangelien hervor. Manchmal mußte ich das Lesen unterbrechen, um Gott mit Tränen anzubeten. Irgendein Gedanke an vergleichende Bibelkritik oder dergleichen kam mir nie, das war mir alles entschwunden vor der Wirklichkeit des lebendigen Gottes, vor dem Wort der Wahrheit, durch das ich

immer tiefer hineinsah in die wunderbare Persönlichkeit Jesu. Ich sah ihn mit dem inneren Auge; aber noch hatte ich keine Verbindung mit ihm. Dann kam ich an das Evangelium des Johannes, und dieses machte mir den stärksten Eindruck von den vier Evangelien. Oft fühlte ich unter dem Lesen das leise Wehen des Geistes, und manchmal ging es wie ein Beben durch meine Seele. So kam ich zum neunzehnten und zwanzigsten Kapitel, zur Geschichte der Kreuzigung, der Grablegung und der Auferstehung, und voll heiliger Ehrfurcht sagte ich öfters in meinem Herzen: ‚Ich glaube, Herr, ja, ich glaube!‘

Dann las ich den Schluß des zwanzigsten Kapitels. Es war an einem Abend, der sich mit Flammenschrift meinem Herzen eingepreßt hat. Ich las, wie der Auferstandene durch verschlossene Türen zu seinen Jüngern kommt, wie er ihnen seinen Friedensgruß spendet und ihnen seine durchgrabenen Hände und die durchstoßene Seite zeigt. Thomas ist nicht da — und er zweifelt! Da kommt der Herr zum andernmal, und Thomas hört die Worte: ‚Reiche deinen Finger her und siehe — meine Hände! und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite!‘ Als ich in tiefer Versunkenheit las, wie unter dieser wundersamen Berührung dem Zweifler die Augen geöffnet werden, und wie er Jesus anbetet mit dem Bekenntnis: ‚Mein Herr und mein Gott!‘ — da konnte auch ich mit den Händen des Glaubens ihn anrühren wie Thomas. Besiegt und überwunden fiel ich vor ihm nieder und betete ihn an: ‚Mein Herr und mein Gott!‘ — —

Und dann war keine Trennung mehr zwischen ihm und mir. Ich fühlte die Gegenwart des Herrn so deutlich, daß ich von diesem Augenblick an mit voller Klarheit wußte: Er lebt! Er ist auferstanden! Er lebt auch für mich.

Ich war allein und doch nicht allein in der kleinen Kammer, ich wußte: Jesus ist da durch seinen Heiligen Geist; du kannst mit ihm reden und er mit dir. Ich gab ihm mein Herz, ich gab ihm meine Seele, ich

gab ihm meinen Leib, ich gab ihm mein ganzes Leben, und ich sagte ihm: „Hier bin ich; tue mit mir, was du willst! Dich habe ich gesucht von meiner Kindheit an. Du bist die volle Wahrheit, nach der ich mich so heiß gesehnt habe! Nun weiß ich, daß du mich gerufen hast von Mutterleibe an, wie du den Paulus gerufen hast und noch viele, viele andere. Nun bist du mir der Weg und die Wahrheit und das Leben. Fortan gehöre ich dir. Und nun bin ich auch bereit, zugrunde zu gehen an dieser Wahrheit, wie ich es gelobt habe, damals nach jenem schrecklichen Vortrag.“ Und er hat mich angenommen als sein Eigentum! Jetzt wußte ich mit allen Fasern meines Wesens — und habe es keinen Augenblick mehr vergessen —: Ich habe den gefunden, von dem die Propheten geredet haben — und die Sonne ist aufgegangen über meinem Lebenstag. O, unaussprechliche Freude!“

Selbstverständlich blieben die Anfechtungen bei allem diesem Erleben nicht aus; der Feind wollte alles zerstören, was der Herr innerlich geschenkt hatte. In der Nacht, die auf dies Erleben mit dem auferstandenen Herrn folgte, wurde Minna Popken plötzlich von einem furchtbaren Krach geweckt und sah ein unheimliches bläuliches Licht in ihrem Zimmer. Als wenn sie es sofort geahnt hätte, rief sie laut den Namen Jesus an, und — — der Feind mußte weichen. Ohne Frage waren die bösen Geister mobil gemacht worden und hatten Minna Popken alles wegnehmen wollen, was ihr lebendig geworden war. Aber Jesus siegte, sein Name genügte, um alle Dämonen zu vertreiben.

Dann folgten mehrere Wochen neuer tiefer Stille. Äußerlich lebte sie mit Bauarbeitern zusammen, spielte wohl mit den Kindern, erzählte ihnen Geschichten, half hier und da mit; innerlich aber las sie weiter die Bibel, betete, sann darüber weiter nach und machte dabei immer neue Entdeckungen.

Sie kann das alles nur zusammenfassen in den Sätzen: „Ganz plötzlich war ich reich geworden, unermesslich reich, ein Königskind in einer Welt voll

Licht. Diese Welt habe ich in mich hineingetrunkem, habe vom Brot des Lebens gegessen und aus seiner Fülle Gnade um Gnade genommen. Ja, es war eine glückselige Zeit mit reicher Ernte für den inwendigen Menschen.“

Als der Herbst und Winter dem Sommer folgten, zog sie wieder — als ein neuer Mensch — in die Stadt zurück. Christus war ihr begegnet, und sie hatte diesem Christus ihr Leben unterstellt. —

Ein neues Leben beginnt

Es ist vielleicht schon aufgefallen, daß Minna Popken ganz ohne eigentliche Sündenerkenntnis und Buße zur Freudigkeit des Glaubens hindurchdrang. —

Gott führt jedes Menschenleben wieder anders, hier kamen die „Geburtswehen“ der geistlichen Wiedergeburt gleichsam hinterher; aber sie kamen und können und dürfen ja auch nicht fehlen. —

Auf „Tabors Höhen“, wie man wohl sagt, war sie gewesen; nun kam sie wieder ins „Tal“ des Alltags hinunter, und selbstverständlich gab es Enttäuschungen, Schwierigkeiten, Kämpfe und Nöte. Sie ging treu, ja, mit neuer Treue ihrer Arbeit nach, sie studierte weiter, um ihr Ziel, einmal als Ärztin andern helfen zu können, zu erreichen; aber sie sah alles mit neuen Augen an. Sie wurde darum von den Arbeitsmethoden gerade auch der medizinischen Wissenschaft schwer enttäuscht; z. B. bewegte sie vor allem das Studium der Psychiatrie, an das sie mit hohen Erwartungen herangetreten war. Der Materialismus, der damals am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts noch in voller Blüte stand, schien ihr besonders auf diesem Gebiet alles wirklich Lebendige auszuschalten. Schließlich wandte sie sich enttäuscht und bekümmert ab von dieser Wissenschaft, die ihrer Veranlagung und der Sehnsucht zu helfen doch so nahe lag.

Natürlich konnte sie von ihrem Erleben andern gegenüber auch nicht schweigen, sie mußte davon er-

zählen und es bezeugen. Da blieb oft beißender Spott nicht aus. Wohl hatte sie sich durch jahrelange Zusammenarbeit eine gewisse Achtung erworben, darum hielten manche mit ihrer Ablehnung zurück; aber man sah sie halbwegs als geisteskrank an. Was sie mit einem ihrer jüngeren Kollegen erlebte, ist kennzeichnend für mehrere ähnliche Erfahrungen. „Einmal bat mich ein ernsthafter, gutgesinnter Kollege, der sich die Psychiatrie zum Hauptfach gewählt hatte, um einen gemeinsamen, recht ausgiebigen Spaziergang. Ich wußte wohl, warum er das wünschte, sagte aber trotzdem gern zu. So wanderten wir denn am Sonntag weit hinaus über den Zürichberg, unter eifrigen Gesprächen über seelisches Leben, und ich nahm Gelegenheit, mit dem jungen Mann von göttlichen Dingen und von den Offenbarungen der Bibel zu reden. Er hörte mir sehr aufmerksam zu; aber plötzlich blieb er stehen, sah mich durchdringend an und sagte sehr ernst: ‚Wir haben doch genügend Psychiatrie studiert — Sie wissen ja selber, daß Sie krank sind. Ohne Zweifel haben Sie Paranoia (eine Geisteskrankheit). Allerdings verfügen Sie heute noch über eine glänzende Logik, wie das bei diesen Kranken ja häufig ist vor ihrem Zusammenbruch.‘ Als ich ihn lachend fragte: ‚Wie lange Zeit geben Sie mir noch bis zur Verblödung?‘, da behauptete er kühn: ‚Noch zwei Jahre!‘ Nun war die Reihe an mir, sehr ernst zu werden, und ich habe diesem jungen Mann gesagt: ‚Wie sehr wünschte ich, Sie nach zwanzig Jahren einmal wiederzusehen; dann könnten wir prüfen, wer von uns seelisch gesünder ist, Sie oder ich; wer weiß, ob diese Prüfung nicht zu meinen Gunsten ausfiele.‘ Leider ist mir dieser Wunsch nicht erfüllt worden; ich habe jenen Kollegen, der es gewiß gut mit mir meinte, gänzlich aus den Augen verloren. Er war nur der Sprecher für manche andere, die ebenso über mich dachten.“

Wichtiger aber als solche Enttäuschungen in ihrer Arbeit und „Zusammenstöße“ mit Menschen war es, daß sie persönlich tiefer in die Erkenntnis der Sünde

geführt wurde und dann doch zugleich erfuhr, wie Gottes Geist an uns weiterarbeitet und uns umbildet: ein wirklich neues Leben begann für Minna Popken. Sie selbst erzählt es in großer Anschaulichkeit: „Wir hatten strenge Zeit im Studium. Neben dem Praktikum auf verschiedenen Gebieten gab es noch viele Kollegs zu hören. Am Samstagnachmittag und in den Abendstunden, oft bis in die Nacht hinein hatte ich theoretisch zu arbeiten. So blieb mir zu irgendwelcher Sammlung oder gar zum Bibelstudium keine Zeit. In diesen überfüllten Alltag hinein kam Gott zu mir.

Es war im Februar 1902 an einem Samstagnachmittag. Ich saß in meiner Studierstube an der Arbeit. Wie deutlich sehe ich sie noch heute vor mir, meine ‚Bude‘, die eine stille Zeugin so viel ernsten Erlebens geworden ist! Es begann zu dämmern, und ich merkte, daß meine Hände kalt wurden. Da stand ich auf, um die Petroleumlampe anzuzünden. Vorher wärmte ich mich ein wenig am Ofen. Dabei schaute ich zum Fenster hinaus, in Gedanken noch mit meiner Arbeit beschäftigt. Draußen war alles verschneit, und die noch helle Weite tat mir wohl.

Plötzlich aber, ohne daß meine Gedanken mit ewigen Dingen beschäftigt waren, kam etwas Merkwürdiges über mich: Wie von einem blendenden Scheinwerfer beleuchtet, stand mein ganzes früheres Leben vor meinem inneren Auge. In göttlichem Licht sah ich zum erstenmal mich selbst in meiner Sündhaftigkeit und Häßlichkeit. Das war so überraschend und furchtbar, daß es mich zu Boden warf. Ich war nicht ausgeglitten oder auf die Knie gefallen, sondern einfach umgeworfen, wie von einer Macht außer mir, und ich wußte sofort: ‚Es ist der Herr!‘ Und deutlich hörte ich — seit meinem Erleben auf der Alp zum erstenmal wieder — seine Stimme. Geschah sie in mir oder außer mir? Ich weiß es nicht! Und sie sprach: ‚Schuld, Sünde, Unrecht dein ganzes voriges Leben!‘ Wie aus allen Winkeln des Zimmers rief es mir zu: ‚Schuld, Schuld!‘ — O wie furchtbar, wie erschütternd war das für ein Menschen-

kind, das sich so lange für gut und edel gehalten hatte! War ich denn von jeher nicht Idealistin gewesen? Hatte ich von meiner Jugend an nicht nach Wahrheit gesucht? Das göttliche Urteil aber lautete: ‚Selbstsucht war der Grundzug deines Wesens, Hochmut dein hoher Sinn, Selbsthilfe lag auf deinem Weg, Selbstbefriedigung in deinem Idealismus, Überheblichkeit in deinem tadellosen Wandel.‘ Wie vielen Menschen hatte ich wohl unrecht getan, wie vielen geschadet? Und alle führten sie Klage wider mich. Hatte ich in Selbstgefälligkeit nicht oft mit dem Feuer gespielt? Dieser gottgewendete Blick in mein Wesen hinein glich einem Blick in die Hölle. O große Not jenes Abends und jener Nacht, wie könnte ich sie je vergessen! — Wie ein Gewittersturm war diese Selbsterkenntnis über mich gekommen, und Gottes Abrechnung mit mir war scharf und gründlich.

Es war mir, als würde ich in die Hölle geworfen, und ich wehrte mich nicht dagegen, sondern wußte: Dahin gehörs du! Eine unbeschreibliche, nie gekannte Qual durchbohrte mein Herz, zerriß meine Seele, durchschmerzte meine Glieder, überflutete mein ganzes Wesen. O Sündennot, o tiefstes Herzeleid, nichts ist dir gleich an menschlicher Qual! Und dennoch: In all dieser Pein wußte ich mich irgendwie festgehalten, und ganz tief drinnen war ein kleines, verborgenes Leuchten meines Geistes, ein schwaches Handausstrecken nach oben, indes ich stöhnte und litt. — Das war Buße, echte, geistgewirkte Buße. Ich erlebte sie jetzt zum erstenmal; wie eine schwere Flutwelle fuhr sie über mich hin. Wie lange es dauerte, weiß ich nicht. Dann kam eine Hand und ‚zog mich aus der grausamen Grube und aus dem Schlamm und stellte meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten konnte‘ (Ps. 40,3). Nun verstand und erlebte ich die Bußpsalmen Davids.

Jetzt erst, nachdem ich mich in meinem Sündenelend erkannt hatte — ein von Gott verworfenes Geschöpf —, wurde mir Jesus als der Sünderheiland offenbart. Damals, in dem großen Erleben auf der Alp,

hatte ich ihn in seiner Herrlichkeit gesehen, da war mir alles andere versunken, auch ich selbst mit meiner Verzweiflung, meiner Vergangenheit und meiner Zukunft. Ich sah nur ihn allein und war unbeschreiblich selig. Jetzt erst erkannte ich, warum er sterben, so sterben mußte, auch für mich, ja, auch für mich! Das war meine erste Kreuzesoffenbarung. Ein Strahl der unendlichen Liebe Gottes fiel durch den Gekreuzigten hindurch auf ein armes, verlorenes Geschöpf und machte es frei und reich. So sieht und liebt uns Gott im Sohn seiner Liebe. Wir in ihm und er in uns — o größtes aller Wunder! Da wurde auch mir ‚ein neues Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unsern Gott. Das werden viele sehen und den Herrn fürchten und auf ihn hoffen‘ (Ps. 40, 4).“

Die Folge dieses Erlebnisses war einmal, daß Minna Popken jetzt anfing, ganz praktisch zu ordnen, was in ihrem Leben zu ordnen war: sie mußte Sünde bekennen, sie mußte viel wiedergutmachen, was sie falsch gemacht hatte, sie mußte demütigende Briefe schreiben, z. B. auch ihrem Mann gegenüber, den sie herzlich um Verzeihung bat, daß sie ihm so vielfach weh getan habe, ja auch um Verzeihung, daß sie damals nicht doch bei ihm geblieben sei (er hat darauf geantwortet, daß ihm jetzt ein neues Zusammengehen unmöglich sei, zumal, wo sie nun diesen Weg mit der Bibel gehen wolle). Es war vieles sehr schwer und notvoll, der Spott vieler auch nahestehender Menschen wurde größer, man hielt sie geradezu für verrückt; aber sie tat, was sie tun mußte und — — war im Grunde nur froh darüber.

Für sie selbst überraschend war, daß sie bis in ihr Gefühlsleben hinein eine starke Veränderung der Grundhaltung erlebte. Es trug dazu bei, daß sie wieder einmal schwer erkrankte und dadurch ungewollt aufs neue in eine längere Stille geführt wurde. Das war im Frühjahr 1902: „Meine Körperkraft fing an zu erlahmen. Als aber die Ferien begannen und die Spannung nachließ, da brach ich unter einer ernsten Krank-

heit zusammen. Eine Nierenbeckenentzündung brachte mich für mehrere Wochen aufs Krankenbett. Meine Kollegen waren in die Ferien gereist, und auch meine Freunde wußten nichts von meiner Krankheit. Ich behandelte mich selbst nach altbewährter Methode, die ich schon vor meiner Studienzeit gekannt und praktiziert hatte. So kam es, daß ich während dieser Wochen in erquickender Einsamkeit lebte. Ich benutzte sie zu einem Bibelstudium, wie ich es seither noch nie betrieben hatte. Es war der Prophet Jesaja, der mich damals ganz eingehend beschäftigte. Wunder des Erlebens und Erkennens wurden mir dabei zuteil, besonders im Vergleich mit dem Neuen Testament. Gottes Plan und Ziel mit den Menschen sowie das gewaltige Werk der Erlösung wurden mir in ganz neuer Weise offenbar. Ich lebte in beseligender Wirklichkeit, voll Klarheit und Wahrheit. Bis in die Tage meines Alters hinein ist das so geblieben: Sobald ich mich in Gottes Wort versenkte, befand ich mich in hellwacher Wirklichkeit, indes alle Dinge des äußeren Lebens in den Schatten traten.

In jenen gesegneten Krankheitswochen geschah etwas Seltsames in meinem inneren Leben: Gottes Geist begann mein Gefühlsleben zu verändern. Anfangs merkte ich es kaum; aber nach und nach trat es mir immer deutlicher ins Bewußtsein. Meiner natürlichen Art nach war ich ein leidenschaftlich fühlender Mensch. Mein Herz klopfte vor Freude bei der Begegnung mit einem geliebten Menschen, bei der Betrachtung eines edlen Kunstwerkes und im Genuß einer herrlichen Landschaft oder einer schönen Flora. Ich hatte viel geliebt, mich hoch begeistert und war von den meisten Menschen meiner Umgebung gern gesehen. Nun aber trat langsam eine Wandlung ein in meiner gefühlsmäßigen Einstellung zur Umwelt, und das war mir anfangs recht peinlich.

Als ich von jener Krankheit wieder zu genesen begann und anfang, in schöner Gegend kleine Spaziergänge zu machen, da merkte ich zu meinem Erstaunen,

daß meine frühere sinnlich-seelische Genußfähigkeit sich nicht mehr regte. Was war das? War es Mattigkeit oder krankhafte Gleichgültigkeit? Nein! Mein Verhältnis zur Natur, zu allem Kreatürlichen war anders geworden.

Die Schilderungen des Propheten Jesaja vom großen Friedensreich, sein Hinweis auf die neue Erde und den neuen Himmel beschäftigten mich so tief, daß mir die gesamte Schöpfung im Lichte der Erlösung erschien. Nun erst merkte ich recht, wie sie seufzt und leidet in der Vergänglichkeit, der sie unterworfen ist auf Hoffnung. Der Kampf ums Dasein und das schwermütige Harren der Kreatur trat mir in den Vordergrund.

Ähnlich ging es mir auch in meinem Gefühl für geliebte Menschen, die ich nun anders sah als vorher. Ich kam mir auf einmal so kühl und losgelöst vor, daß ich zunächst darüber erschrak. Ein gläubiger Kollege, den ich darüber befragte, meinte, das sei etwas Psychopathisches, wie es nach schweren Erkrankungen ja manchmal in Erscheinung träte. Aber im gleichen Augenblick wußte ich: Nein, es ist der Herr! Und in diesem Glauben wurde ich nicht getäuscht. Der scheinbare Gefühlsangel währte noch längere Zeit, und das war gut für mich; denn wie hätte ich mit meiner früheren Empfindsamkeit und Leidenschaftlichkeit die nun folgenden Jahre ärztlicher Praxis aushalten können? Wieviel Weisheit und Güte Gottes lag in dieser Entäußerung, die mir anfangs so schwer zu tragen war! Er hat mich im Gefühlsleben arm gemacht, um mich unendlich zu bereichern. Als von meiner natürlichen Liebesfähigkeit, von der vermeintlichen ‚schönen Leidenschaft‘ nicht viel mehr geblieben war, konnte er mir seine Liebe schenken.“

Neben der Bibel halfen Minna Popken in dieser Zeit auch wertvolle Bücher, zumal aus der Welt der Mystik. Wohl erkannte sie bald, daß sie bei ihnen nicht hängenbleiben durfte, weil Gottes Wort und der Herr selbst weiter führen und tiefer binden, aber sie freute sich dankbar über alle Erkenntnis, die ihr auch durch

diese Bücher zuteil wurde. Z. B. las sie in dieser Zeit Tersteegens Buch „Leben heiliger Seelen“ und die Schriften von Madame Guyon und hatte auch besondere Freude an der „Berleburger Bibel“, die diese Linie der mystischen Verbundenheit mit Gott besonders unterstreicht.

So ging es durch Kämpfe und Demütigungen doch in neue Tiefen und Höhen des Glaubenslebens hinein, und die kleine Pflanze des Glaubens wuchs zum Baum. —

Das Zeugnis von Jesus wirkt Scheidung der Geister

Das ist die Erfahrung, die alle Verkündiger des Evangeliums machen und natürlich auch jeder andere, der von Jesus anfängt zu zeugen, daß diese Botschaft sich sehr verschieden auswirkt: den einen wird sie „ein Geruch des Lebens zum Leben, den andern des Todes zum Tode“. Das war schon bei Jesus selbst so, daß die einen sich an ihm ärgerten und ihn zuletzt kreuzigten, und daß viele andere sich über seine Botschaft freuten und sich zu ihm bekehrten.

So ging es auch Minna Popken. Schon gleich in den ersten Jahren ihrer Nachfolge erlebte sie es, wie Menschen sich bewußt gegen die Frohe Botschaft von der Erlösung durch Jesus Christus stellten, und wie andere sich ihr dankbar erschlossen.

Einige der kennzeichnenden Beispiele gerade aus dieser ersten Zeit dürfen in einem Lebensbild von Minna Popken nicht fehlen.

So erzählt sie: „Drei mir wert Kolleginnen hatten mich gebeten, sie an einem Sonntagnachmittag zu mir einzuladen und ihnen einmal ausführlich und der Reihe nach von dem zu berichten, wovon ich soviel spräche. Was tat ich lieber als das? Ich kaufte also einen Teller voll Kuchen, braute eine große Kanne Kaffee, kochte Milch und erwartete meine Gäste. Sie kamen um drei Uhr. Zuerst saßen wir gemütlich plaudernd beisammen; aber bald schon begann ich auf ihre Fragen zu antwor-

ten und aus meinem Leben zu erzählen, immer mehr und mehr, bis zu dem großen Ereignis meiner Bekehrung. Mein Herz brannte; meine Zuhörerinnen lauschten gespannt und warfen manchmal Fragen dazwischen, die neuen Stoff boten zu weiterem Zeugnis. Es wurde dämmerig, dunkel, ein Licht wurde angezündet, die Stunden verrannen, ich sprach weiter von der Apostelgeschichte, von biblischen Offenbarungen und von den Wundern Gottes. Als wir endlich nach der Uhr schauten, war es abends zehn Uhr geworden, und immer noch saßen wir vor der geleerten Kaffeekanne und dem leeren Kuchenteller vom Nachmittag her. Keine von uns dachte daran, Abendbrot zu essen. Sieben Stunden hatten wir unter solchen Gesprächen zugebracht. Dann trennten wir uns. Nachdenklich und betroffen gingen die drei in ihre Wohnungen. Am anderen Morgen traf ich sie in erregtem Gespräch auf dem Gang vor unserem Hörsaal, und nach Beendigung der Morgenarbeit folgte mir eine von ihnen in meine Stube. Heute noch sehe ich sie vor mir stehen, wie sie in höchster Erregung zu mir sagte: ‚Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, immer hörte ich Sie reden, und immer mußte ich denken, daß Sie recht haben. Ja, es ist alles wahr, was Sie sagten; aber ich will nicht!‘ Sie wiederholte mehrere Male: ‚Ich will nicht!‘, stampfte dabei mit den Füßen und ballte die Hände. Ich aber wurde sehr traurig. Hatte mein Zeugnis so wenig genützt? Alle drei haben sich später mit Ärzten verheiratet, und keine von ihnen ist zum wahren Frieden gekommen. — Soll ich noch von jenem Kollegen erzählen, der einst mit dem gleichen Wunsche zu mir kam wie jene drei? Als ich eine Zeitlang von dem geredet hatte, davon mir das Herz so voll war, lief er mit großen Schritten in meinem Zimmer herum, hielt sich die Ohren zu und rief: ‚Hören Sie auf, ich kann nicht darauf eingehen, ich muß erst mein Examen machen!‘“

Umgekehrt war es bei einigen Patienten, die sie während eines größeren Massagekursus zu betreuen hatte. Auch dafür zwei Beispiele:

„Ein junger ausländischer Ingenieur, der am äußersten Ende des Saales lag, winkte mich eines Tages an sein Bett. Als ich ihn fragte: ‚Was wünschen Sie von mir, Sie sind ja nicht mein Patient?‘ — da sagte er: ‚Ich weiß, daß Sie mir die Wahrheit sagen werden, und ich muß wissen, ob meine Krankheit unheilbar ist.‘ Ich fragte ihn, warum er das durchaus wissen müsse; da sagte er: ‚Wenn es eine Tuberkulose ist, dann melde ich mich, sobald ich hier entlassen werde, in den Burenkrieg, und dort werde ich schon dafür sorgen, daß ich nicht mehr heimkomme.‘ Ich antwortete ihm ganz einfach: ‚Sie haben sich Ihr Leben nicht gegeben und deshalb auch kein Recht, es von sich zu werfen.‘ Da zog er unter seinem Kopfkissen ein kleines Neues Testament hervor und reichte es mir. Es war in seiner Muttersprache geschrieben; seine Mutter hatte es ihm mitgegeben in die Fremde. Als ich es ihm zurückreichte, sah ich mir den Mann aufmerksam an und sagte: ‚Dieses Buch haben Sie unter Ihrem Kopfkissen und tragen sich mit solchen Gedanken? Wie stimmt das zusammen?‘ Da bat er: ‚Bitte, kommen Sie wieder zu mir‘. Dann bin ich alle Tage für einige Minuten an sein Bett getreten, um ihm ein paar Worte zu sagen über Gott und Ewigkeit, über den Sinn und Zweck unseres Lebens und über Gottes Gedanken mit uns. Nach Rücksprache mit dem Kollegen, der ihn behandelte, konnte ich ihm auch sagen, daß seine Krankheit durchaus heilbar sei. Der Mann blieb noch längere Zeit mit mir in Verbindung, er besuchte mich später noch einige Male und wandte sich mit Ernst Gott zu.“ —

„In der Pension, in der ich lebte, nahm an dem vegetarischen Mittagstisch, den ich dort eingerichtet hatte, ein junger Schlosser teil, mit dem ich ein schönes Erlebnis hatte. Er war Kommunist, und alle Sonntage radelte er in die umliegenden Ortschaften, um unter der Arbeiterbevölkerung seine Brandreden loszulassen, deren wir auch manche anhören mußten. Ich schwieg dazu; denn was war da zu machen? Mit mir verkehrte er gern, weil er starken Bildungsdrang hatte, den er

bei mir zu befriedigen hoffte. Er wußte zwar, daß ich ‚fromm‘ war, was ich nie verbarg, aber das hielt er für eine momentane Verirrung. Er wollte nur die gebildete und gelehrte Frau in mir sehen und freute sich besonders, wenn ich von den Wundern der Kleinwelt mit ihm sprach und von den Gesetzen des Lebens. Mit Vorliebe betrachtete er meine mikroskopischen Zeichnungen, wobei er sich oft in Begeisterung hineinredete über allgemeine Volksbildung. Alle Kirchen müßten in Kulturstätten umgewandelt werden, er sähe schon im Geiste lange Tische dort stehen mit Hunderten von Mikroskopen. Dorthin sollten die Menschen in großen Scharen pilgern, dort sollten sie Freude und neues Leben finden. Ich schwieg auch zu diesem Unsinn, hörte ihm nur aufmerksam zu und lernte dabei derartige Leute verstehen. Innerlich aber ließ mich der Mann nicht los. Immer wieder dachte ich: Ach, wieviel wertvoller ist doch eine einzige unsterbliche Menschenseele, auf die der lebendige Gott wartet, als all dieser gelehrte Kram!

Dann wurde der Mann ernstlich krank, und da noch eine kleine Mansardenstube in unserer Pension frei war, veranlaßte ich meine Wirtin, ihn bei sich aufzunehmen, und übernahm die Behandlung, die mich nun jeden Tag für ein Weilchen zu ihm hinaufführte. Da fing ich langsam und vorsichtig an, mit ihm über ewige Dinge zu reden, über den Sinn und Zweck unsres Lebens, über die Macht des Todes und über Gottes Ziel mit den Menschen. Auch von der Schöpfung sprach ich mit ihm, von Gottes Erlösungsplan vor Grundlegung der Welt und vom Sündenfall des Menschen. Er hörte mir aufmerksam zu, und ich merkte, wie er alle Tage auf meinen Besuch wartete und auf das, was ich zu sagen hätte. Gottes Wort fiel wie lindernde Tropfen auf die dürre Flur seiner Seele. Langsam besserte sich sein Zustand, und als es mir möglich war, ihm bei Freunden in einer Kuranstalt noch einen Erholungsaufenthalt zu verschaffen, nahm er es dankbar an, wiewohl er oft behauptet hatte, jede Art Wohltätigkeit

sei entwürdigend; alles, was der Mensch brauche, müsse ihm durch soziale Organisationen zukommen.

Während seiner Erholungszeit, die er in einem mir befreundeten christlichen Hause verbrachte, schrieb ich ihm einige Briefe und forderte ihn nun geradezu auf, den Herrn Jesus anzunehmen als den Sohn Gottes und als seinen Heiland. Ich sandte ihm nun auch eine Bibel; denn Gottes Zeit für ihn schien mir gekommen. Und als er nach einigen Wochen zurückkam, da war das große Wunder der Umwandlung an ihm geschehen: Der Herr hatte ihn erkannt, und ein Sünder hatte in seinem Licht sich selbst erkannt und sich ihm hingegeben. O, diese Freude!

So eifrig, wie dieser Mann damals für seine politische Idee eingetreten war, warb er nun für seinen neuen Herrn. Wiederum radelte er an den freien Tagen in die Ortschaften, um den gleichen Leuten, denen er damals seine Reden gehalten hatte, zu sagen, er habe ihnen eine Irrlehre verkündigt; nun aber habe er die Wahrheit gefunden in Christus, dem Erlöser. Er erntete viel Spott und Feindschaft; aber immer wieder ist er hingeradelt, und wer weiß, ob seine Worte nicht doch irgendwo auf guten Boden gefallen sind und Frucht gebracht haben? Später ist dieser junge Eiferer nach Amerika ausgewandert, wo er Verwandte hatte, denen er ebenfalls von Jesus Kunde bringen wollte. Nach einigen Jahren wiederholte sich sein Leiden, und er durfte im Glauben an seinen Erlöser heimgehen.“

Betend auf Zimmersuche

Ja, das gibt es! Sollte es nicht eigentlich selbstverständlich so sein und werden, daß Christen bis in die kleinsten Dinge des Alltags hinein sich wirklich betend an ihren Herrn halten und sich von ihm führen lassen?

Minna Popken reiste im März 1903 nach Berlin, um an einigen „Wiederholungskursen für Ärzte“ teilzunehmen. Sie hat dort mancherlei Staunen erregt, weil es

damals wenigstens in Deutschland noch recht auffallend war, daß Frauen auch Medizin studierten; einer der Professoren wollte sie nicht einmal zu seinen Übungen zulassen und hat es erst nach einer längeren Aussprache fast gegen seinen Willen erlaubt.

Es lag nun Minna Popken daran, in den wenigen Monaten doch ein Zimmer zu bekommen, das einmal nicht zu teuer war (sie mußte ja sparen und wollte ihrem Vater nicht zu sehr auf der Tasche liegen), und wo sie sich doch zugleich ein bißchen wohlfühlen konnte. Sie sagte es betend ihrem Herrn.

Wir lassen sie selbst erzählen, was sie dann erlebte:

„Die meisten Institute, in denen ich zu arbeiten hatte, lagen, wie es sich herausstellte, in der Gegend der Luisenstraße, und dort in der Nähe wollte ich mir auch eine Wohnstätte suchen, um nicht viel Zeit und Kraft in den Straßen zu verlieren. Ich hatte Gott gebeten, mich in ein Haus zu führen, wo ich ein wenig heimisch werden und irgend jemanden in seinem Namen dienen könnte. So wanderte ich eines Morgens durch die Luisenstraße. Überall hinter den Fenstern hingen bedruckte Papptafeln: ‚Zimmer zu vermieten‘; denn es waren ja Universitätsferien, da reisten die meisten Studenten fort, und Platz für die Kursärzte gab es genug. Aber es schien mir unmöglich, in einer solch lärmvollen Straße zu wohnen, und mit Heimweh dachte ich an meine stille, liebe Bude in Zürich. Ach was, jetzt war ich in Berlin, da hieß es, sich zusammenzureißen und hart zu sein mit sich selber! Unter solchen Gedanken kam ich in eine stillere Nebenstraße, durch die keine bedeutsame Verkehrsader lief, und blieb wie festgehalten vor einem der großen Häuser stehen. In jeder Etage waren Mietzettel ausgehängt. Die erste Etage? Nein, da würden die Zimmer zu teuer sein. So stieg ich in den zweiten Stock und kam dort vor zwei Wohnungstüren; eine rechts, eine links. Ich merkte deutlich, daß ich geführt wurde, und nachdem ich einige Augenblicke betend dort verweilt hatte, läutete ich an der Tür rechts. Eine ältere Frau von

stattlicher Erscheinung mit sympathischem Gesicht und großen, klugen Augen öffnete mir die Tür. Sie war dunkel und ziemlich dürftig gekleidet, hatte graue Haare und trug eine schwarze Spitzenhaube. Soviel sah ich bei diesem ersten Blick. Sie musterte mich kühl von oben bis unten und fragte nicht eben freundlich nach meinem Begehre. Ich sagte, daß ich Medizinerin sei, von Zürich käme, in Berlin Ärztekurse nehmen wolle und ein Zimmer suche. Da erst gab sie mir mit einer vornehmen Handbewegung den Eingang frei. Im Vorraum betrachtete sie mich noch einmal recht kritisch und sagte streng: ‚Ich nehme aber nur anständige Leute bei mir auf.‘ Das belustigte mich sehr, und ich erwiderte lachend, daß ich nicht die Absicht hätte, anders als anständig in Berlin zu leben. Daraufhin öffnete sie mir die Tür zu einem großen, schönen Zimmer, indem sie mir erklärte: ‚Dieses Zimmer ist jetzt frei; während des Semesters bewohnte es ein Studierender aus Zürich, der Sohn der Frau Dr. Heim, die Sie vielleicht kennen.‘ Und ob ich diese Frau kannte! Ich hatte schon längst eine stille Verehrung für sie, obwohl ich ihr persönlich nie begegnet war. Nun freute ich mich, hier ihren Namen zu hören, und es wurde mir gleich etwas heimatlich zumute. Aber nein, dieses Zimmer war zu schön und zu teuer. ‚Haben Sie denn kein anderes Zimmer? Mir genügt ein ganz einfaches; denn meine Mittel sind bescheiden.‘ Nach einigem Zögern sagte sie: ‚Ja, da wäre noch ein Hinterzimmer; aber ich weiß nicht . . . ?‘ — Und dann zeigte sie mir ein kleines, sehr unfreundliches Zimmer, das in drei Tagen frei werden sollte. Es lag nach dem Hof hinaus, in welchem eine hohe, fensterlose Mauer aufragte. Auf meine Frage hieß es, hinter jener Mauer lägen die Anatomiesäle der Universität. Außer dieser finsternen Mauer sah man in der düsteren Stube noch ein Stückchen Himmel, weiter nichts; aber es war still dort, und das Zimmer kostete nur dreißig Mark im Monat. Da ich mich hierher geführt glaubte und kein weiteres einfaches Zimmer zu haben war,

mietete ich diese unfreundliche Bude und fragte, ob ich eine Anzahlung machen müsse. ‚Nein, geben Sie mir nur Ihre Visitenkarte!‘ Nachdem dies geschehen war, stellte sich meine zukünftige Wirtin vor, indem sie mir die Hand gab: ‚Ich heiße Fräulein Thormann.‘

O du liebe, feine, mütterliche Frau, wie deutlich stehst du vor mir, obgleich du schon längst gestorben bist! Und wenn ich dir in diesen Blättern ein kleines Denkmal setze, würdest du mir nicht zürnen, auch wenn du noch unter den Lebenden weiltest. Mit Tränen der Freude und des Dankes denke ich heute an das, was mir das Thormännlein (wie ich sie später oft nannte) in jenen fünf Monaten gewesen ist, und was ich ihr in der Folge werden durfte. Ja, wunderbarlich führt der Herr die Seinen. Meine liebe Wirtin war eine echte Berlinerin, die ihre Stadt nach allen Richtungen hin genau kannte und deren Bewohner trefflich zu beurteilen wußte. Sie war auch seit vielen Jahren Studentenmutter und wußte in allen einschlägigen Verhältnissen Bescheid. Das kam mir sehr zugute, und sie wurde in vielen äußeren Dingen meine Beraterin. Immer war jemand da, der mich mit Freuden erwartete, dem ich alles erzählen konnte, was ich erlebt hatte. Nie kam ich vergebens zu ihr, wenn ich mich irgendwie nicht zurecht fand; sie wußte immer noch einen Weg. Sonntags fuhren wir oft zusammen hinaus in die Vororte Berlins oder an einen der Havelseen oder sonst irgendwohin, wo wir das Volksleben studieren oder uns an der schönen Natur erquicken konnten. Ich war etwas naiv-draufgängerisch; sie aber war klug und vorsichtig und hatte viel gesunde Menschenkenntnis, die mir oft mangelte. Dagegen besaß ich damals schon die Gabe des inwendigen Schauens, das durch die Vordergründe hindurch das Wesenhafte im Menschen sieht, und ich merkte bald, daß Fräulein Thormann einsam und unglücklich war, wiewohl sie es nach außen durch ihren Humor verdeckte. Ich aber hatte einen lebendigen Heiland, von dem ich zeugen durfte — und mein Zeugnis ist nicht vergeblich an ihr

gewesen. Die Frau hatte vor kurzem einen großen Kummer erlebt. Ein ernster junger Mann, Student der Theologie, an dem sie Mutterstelle vertreten und den sie tief geliebt hatte, war an der Schwindsucht gestorben und hatte sie in Trauer und innerer Einsamkeit zurückgelassen. In diesen Kummer hinein durfte ich ihr ein wenig Licht und Trost bringen. Ich war gerade zur rechten Zeit gekommen; denn ihre Schützlinge waren abgereist, und das Alleinsein hätte sie jetzt nur schwer ertragen. Nun aber gewann sie wieder Lebensmut und Freude. Und ich? Ach, was hätte ich beginnen sollen in der großen, mir so fremden Stadt ohne ihren mütterlichen Schutz! Wir brauchten einander, und deshalb hatte der Herr uns auch zusammengeführt.“

Ein klares Nein Gottes und ein schmerzhaftes Nein der Eltern

Der Herr, der hier so wunderbar geführt und geholfen hatte, half und führte auch weiter; diesmal aber sagte er ein klares Nein zu bestimmten Plänen, die sich stark aufdrängten, und von denen Minna Popken zunächst den Eindruck hatte, daß sie darauf eingehen sollte. Es leuchtet gerade an dieser Stelle ihrer eigenen Lebensbeschreibung ein feiner Satz auf, der für ihre innere Einstellung schon in diesen Monaten kennzeichnend ist: „Ohne Gottes Einwilligung will ich nichts tun“, und weil ihr nach langem Kampf klar wurde, daß Gott diesen Weg versperrte, sagte auch sie ein klares Nein.

Viel sprach dafür, einige überraschende Begegnungen wiesen in dieselbe Richtung; aber Gott sagte Nein. Minna Popken hat diese Zeit des inneren Ringens selbst anschaulich beschrieben: „Nichts Geringeres lag mir im Sinn als eine durchgreifende Reform der Geburtshilfe, die sich, vielleicht erst im Laufe von Jahrzehnten, als sehr segensvoll erweisen und in weiten Volkskreisen Eingang finden könnte. Ich wollte ein Zwischenglied schaffen zwischen dem Spezialarzt für

Geburtshilfe und der Hebamme. Einer großen Schar ernster, gebildeter Frauen und Mädchen wollte ich damit zugleich einen neuen idealen Beruf bereiten, nach dem so viele meines Geschlechtes sich heute sehnen.

Vor allem aber bewegte mich der Notstand unzähliger junger Frauen, deren Kenntnisse von Schwangerschaft, Geburt und Säuglingspflege, von dem ganzen so wichtigen Gebiet der Mutterschaft meist sehr gering sind.

„Akademische Geburtshelferinnen“ nannte ich diesen neuen Beruf, und dank meines eigenen gründlichen Studienganges wurde es mir nicht schwer, Lehrplan und Werdegang einer akademischen Geburtshelferin sowie ihren Beruf mir klar vorzustellen. Ich kam dabei zu der Überzeugung, daß auf diesem Wege eine intelligente, gesunde Frau in etwa vier Jahren zum Ziel gelangen könnte.“

Gerade in diesen Wochen wird sie mit einer reichen Dame Berlins zusammengeführt, die sich sehr für ihre Pläne interessiert, ja ihr begeistert ihre volle Unterstützung zusagt. Minna Popken wandte sich darum auch an einen bekannten Frauenarzt in Berlin, auch er ging auf ihre Unterredung ein und — es schien so, als ob sich hier die Tür für ihre Lebensarbeit öffnete. Aber sie wurde innerlich nicht recht froh über diesem allen und blieb darum bei der Frage, die ein Christ immer und zumal in solchen Fällen stellt: „Was willst du, Herr, das ich tun soll?“ Und sie erhielt ein klares Nein als Antwort. So überlegte sie: „Sollte ich nicht mit beiden Händen zugreifen, um für die Verwirklichung meiner großen Pläne diese so günstige Position auszunützen? War es Feigheit, daß ich zögerte? Warum wurde es mir denn immer unbehaglicher zumute? Es war, als umfriele mich die Gegenwart Gottes nicht mehr. Ich arbeitete wie im Fieber, redete mehr, als ich sollte, betete und flehte und wäre so gern vorangegangen in meiner guten Sache; aber der Herr, mein Gott, schwieg dazu. In mir hörte ich nur das Wort: „Ihr seid nicht euer selbst; denn ihr seid teuer

erkauft.' Nein, ohne meines Gottes Einwilligung wollte ich nichts tun. Aber waren diese merkwürdigen Begegnungen, diese günstigen Umstände, die ich ja in keiner Weise gesucht hatte, nicht doch von Gott gegeben? Doch ganz leise tauchte immer wieder der Gedanke in mir auf: Sollte dies alles eine Versuchung für mich sein? Wurde mir hier nicht eine glänzende Laufbahn angeboten, in der ich meines Gottes vergessen könnte?

Unter heißen Kämpfen in dunklen Nachtstunden kam ich endlich zu dem Entschluß, das ganze so lockende Angebot abzulehnen und zu versuchen, meine Pläne in Zürich zu verwirklichen. Ich sandte die im Entwurf nun fertige Denkschrift an eine Studienkameradin nach Zürich. Von dort her kam dann die erste mich befriedigende Reaktion; klar, nüchtern, durchaus anerkennend, aber zu langsamem Vorgehen mahnend. Das war wohltuend nach all dem Gestürm und gab mir wieder etwas wie sicheren Boden unter die Füße. Die mir so wohlgesinnte einflußreiche Dame aber mußte ich durch meine Absage enttäuschen. Das tat mir weh; denn ich hatte die lebenswürdige, energische Frau schätzen gelernt und war für ihre Ermutigung und ihr weitgehendes Helfenwollen sehr dankbar gewesen. Ach, sie konnte die innersten Beweggründe meines Handelns ja nicht verstehen und hat mir mein Zurückziehen auch falsch gedeutet. Ich fühlte mich beschämt und schuldig ihr gegenüber; denn ich war nicht zurückhaltend genug gewesen, wie es einem Menschen Gottes ziemte. Dafür war ich nun innerlich gestraft. Aber anders handeln konnte ich nicht; denn wo der Herr nicht vorangeht, darf und kann ich nichts beginnen.“

Kaum hatte sie sich zu diesem Entschluß durchgerungen, kam der Friede Gottes wieder in ihr Herz, und sie konnte in aller Ruhe ihren weiteren Lebensweg überlegen. Da kam es zu einem noch schmerzlicheren Nein — von seiten ihrer Eltern. Sie mußte erleben, daß ein klarer Weg mit Gott in der Nachfolge

Jesu oft einen großen Widerstand im engsten Familienkreis finden kann.

Diese Wochen schwerer Kämpfe und eines traurigen Abschieds vom Elternhaus kann niemand anders schildern als die, die sie selbst durchlebt und durchlitten hat: „So fuhr ich nach Bremen, um nach längerer Zeit wieder einmal bei meinen Eltern zu sein, mich mit ihnen über meine weiteren Entschlüsse zu beraten und dort zu bleiben, bis meine Lage sich geklärt haben würde. Meine Eltern hatten von Anfang an meinen Studiengang gebilligt, und nach der Scheidung meiner Ehe hatte mein Vater mir auch die Mittel dafür zur Verfügung gestellt. Er war ein vermögender Mann und führte mit der Mutter nun im Alter ein behagliches Privatleben, nachdem mein einziger Bruder das große Geschäft übernommen hatte. Meine Eltern hätten wohl gern eine ‚berühmte‘ Tochter bei sich gehabt, und mein Vater legte es mir dringlich nahe, alles daranzusetzen, in Deutschland mein Staatsexamen zu machen und mich dann als praktische Ärztin in Bremen niederzulassen. Er kannte meinen Idealismus von früher her noch und versprach mir, für meinen Unterhalt vollständig aufzukommen, so daß ich seinetwegen auch eine Armenpraxis führen könne. Es war nicht nur persönlicher Ehrgeiz, sondern auch Liebe zu mir, was ihn so denken und planen ließ. Als ich ihm erklärte, daß ich dazu alle Examina von der Matura an nachholen müsse, was mir jetzt, im Alter von siebenunddreißig Jahren, nicht mehr möglich sei, war er sehr enttäuscht. Das tat mir leid; denn ich liebte ihn und hätte ihm gern Freude gemacht.

Geradezu entrüstet aber waren meine Eltern über meine ‚religiöse Einstellung‘, die ich ihnen von Anfang an nicht verhehlt hatte, die sie aber nicht recht ernst genommen hatten. Bei diesem Besuch zeigte sich schon in den ersten Tagen die tiefe Kluft, die durch meine Sinnes- und Lebensänderung zwischen mir und meinen Eltern entstanden war. Nie zuvor hatte ich so deutlich erkannt wie jetzt im Elternhaus, daß ich ‚an-

dem Geschlechts' geworden war. Ich hatte noch kein Wort von meinem Glauben geredet, als mein Vater mich streng zur Rede stellte über das ‚mystische Zeug‘, in das ich da hineingeraten sei, und das ich unbedingt ablegen müsse, denn damit wolle er nichts zu tun haben; er wisse genug von diesen ‚Muckern‘ und wolle so etwas in seinem Hause nicht dulden; es sei eine Schande für ihn, wenn seine Tochter solche Wege gehe, das schicke sich nicht für mich. Der alte Mann — er war achtundsiebzig Jahre alt — redete und schrie sich dabei immer mehr in einen großen Zorn hinein. In tiefem Kummer, aber schweigend und innerlich zum Herrn flehend ließ ich diesen Gewittersturm über mich ergehen. Und als mein Vater schwieg, erschöpft und wie in sich zusammensinkend, da tat er mir sehr leid; aber still und fest mußte ich ihm erklären, von diesem Glauben könnte ich niemals lassen, auch wenn sie alle mich deswegen verstoßen würden. ‚Wenn du den kennst, an den ich glaube, würdest du anders denken, Vater.‘

Von diesem Tage an erlebte ich eine Hölle im Elternhaus. Fast täglich wiederholten sich die Bitten und Vorstellungen meines Vaters, die allemal im Jähzorn endeten. Vom Heilsweg Gottes irgend etwas zu sagen, war ganz unmöglich. Buchstäblich erlebte ich das Wort des Herrn: ‚Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein‘ (Matth. 10, 36). Es war mir ein tiefer Schmerz im Blick auf meine alten Eltern; aber eine verborgene Seligkeit lag auch darin, um meines Glaubens willen solches zu erdulden. Ich ging still meinen Weg und besuchte meine früheren Freunde und viele Stätten meiner Kindheits- und Jugenderinnerungen. Es war überall ein wehmütiger Rückblick und ein schmerzlicher Abschied; denn ich wußte nun, daß in meiner Vaterstadt kein Raum für mich sei. Es war dort alles so fremd, so ganz anders als früher, weil in mir selbst ein Umbruch geschehen war, dessen Bedeutung ich erst jetzt in vollem Maß erkannte. Mein bloßes recht stilles Dasein im Elternhause regte meinen

Vater derart auf, daß er krank davon wurde. Und eines Tages bat mich meine Mutter, abzureisen und nie mehr heimzukommen, solange der Vater lebe, ‚es sei denn, daß du diesen verrückten Glauben aufgibst und wieder ein vernünftiger Mensch wirst‘. So ähnlich äußerte sich auch mein Bruder, und die meisten meiner alten Freunde und Bekannten schüttelten die Köpfe über mich. Wie konnten sie auch meinen Weg verstehen?

Wohin sollte ich mich nun wenden? Und was sollte aus mir werden? In all diesen Kämpfen und Nöten wurde meine Sehnsucht nach Alleinsein mit Gott immer stärker, so daß sie alles andere verdrängte. Da zog es mich mächtig zurück in die Schweiz. Wo anders konnte ich die Einsamkeit finden, die ich jetzt brauchte, um klarzuwerden über Gottes Absichten mit mir, und um alles Erlebte sich auswirken zu lassen, als dort, wo ich so manches Mal Zuflucht gefunden hatte auf stillen Alpen, und wo ich Land und Leute nun besser kannte als daheim? Ich brachte auch diesen Gedanken und mein tiefes Sehnen flehend vor Gott, und siehe, der Weg wurde mir deutlich freigegeben. So fuhr ich denn Ende September zurück nach Zürich, um mir von dort aus ein Übergangsassyl zu suchen und, wenn möglich, auch für eine Zeitlang jene Weltabgeschiedenheit zu finden, nach der ich mich vor allem sehnte. —

Nie vergesse ich jenen Abschied aus dem Elternhause. Ich wollte einen Nachtzug über Köln nach Zürich benutzen. Mein Vater verweigerte mir jeden Abschied und blieb den ganzen Tag unsichtbar, auch er mag schwer gelitten haben unter dieser Trennung. Meine Mutter begleitete mich bis an die Haustür, wo gegen Mitternacht der Wagen stand, der mich samt all meinem Gepäck zum Bahnhof bringen sollte. Niemand begleitete mich, niemand gab mir ein freundliches, tröstliches Wort zum Abschied, auch meine Mutter nicht. Es war eine trübe, regnerische Herbstnacht; mein Herz war schwer von Kummer, und über meine Seele senkte sich Dunkelheit. Nun war mir auch das

Elternhaus verschlossen, und alles war mir weggenommen: meine Kinder, meine Ehe, meine Geschwister, meine Freunde. O wie einsam war mein Leben geworden! Sollte ich auch noch meine Heimat verlieren, die mir so teuer war? — Unter solchen Gedanken fuhr ich durch die lange, schwere Nacht. In Köln mußte ich eine Stunde auf den Schnellzug nach Frankfurt warten. Müde und angegriffen saß ich ganz allein im Frauenabteil des Wartesaals. Da kamen zwei katholische Schwestern herein und setzten sich mir gegenüber. Sie lasen still in ihren Gebetbüchern, was mich merkwürdig beruhigte. Nach einiger Zeit trugen zwei Männer eine Bahre herein, auf der eine Schwerkranke lag, eine Begleiterin setzte sich daneben. Da bemerkte ich, daß die beiden Nonnen sich anschauten und zunickten, in ihren Büchern etwas aufschlugen und für die Kranke zu beten begannen, wobei ihre Lippen sich bewegten. Das geschah so selbstverständlich und innerlich, daß es mich tief bewegte und zugleich auch beschämte. Konnte ich nicht auch beten? Könnte Gott mir nicht auch einen Dienst anvertrauen an Kranken und Sterbenden, an Verirrten und Verlorenen? Keiner sprach ein Wort, die Kranke seufzte nur leise; aber wie ein stilles Wehen der Ewigkeit ging es durch den Raum, der nun seine Öde für mich verloren hatte. Mein Herz empfing einen tiefen Trost, es konnte wieder vertrauend und betend aufschauen. — Da wurde mein Zug gemeldet. Mit leisem Gruß und dankbarem Blick auf die Schwestern ging ich hinaus und fuhr dann getröstet meinem Ziel entgegen.

Ich dachte, nur so lange in der Schweiz bleiben zu sollen, bis Gottes weitere Zubereitung und sein Marschbefehl mich auf irgendeinen Kampfplatz führen würden, den ich entweder auf einem Missionsfeld oder in meinem Vaterlande zu finden hoffte. In diesem Sinne schrieb ich meinen Eltern und bat meinen Vater, mir noch so lange, bis mein Weg mir klar gezeigt werde, seine Unterstützung zu gewähren. Darauf veranlaßte mich mein Vater, einen Erbschaftsverzicht zu unter-

zeichnen; denn er sähe es schon im voraus, daß ich sein sauer verdientes Geld unter die Armen verteilen würde, ‚da draußen‘ ausgenützt werde und schließlich noch Hunger leiden müsse. Das wolle er eben nicht, und sein Geld sollte im Lande bleiben. Er wolle mir aber für die Zeit meines Lebens eine Rente von den Zinsen meines Erbes ausstellen, wenn ich auf den Verzicht einginge. Als ich mit diesem Erbschaftsverzicht (es handelte sich zunächst um etwa hunderttausend Mark, die jede von uns beiden Schwestern nach des Vaters Tod erhalten sollte) zu einem Zürcher Notar ging, sagte dieser, es sei ja Unsinn, was ich da täte; mein Vater hätte gar kein gesetzmäßiges Recht, mich zu enterben. Ich bestand aber darauf, und er fertigte kopfschüttelnd das Aktenstück aus. Fortan bezog ich meine ‚Rente‘, die nun für alles reichen mußte. Der liebe Vater! Er glaubte, für mein ganzes Leben gut gesorgt zu haben, ahnte aber nicht, daß nach zehn Jahren alle seine Berechnungen über den Haufen geworfen wurden, als durch den Weltkrieg sein gesamtes Vermögen verlorenging und mein Rentenbezug von selber aufhörte. Gut war es für ihn, daß er es nicht mehr erlebt hat. Damals, als jener Erbschaftsverzicht unterschrieben war, hat er Ruhe bekommen. Mir aber blieb das Elternhaus verschlossen; ich habe meinen Vater nicht wiedergesehen.“

Viereinhalb Monate voller Einsamkeit

Das erste, was Minna Popken jetzt in der Schweiz tun mußte und tat, war, sich einen Platz zu suchen, wo sie wenigstens vorläufig ihren Wohnsitz haben konnte. Sie ging darum auf „Erkundungsfahrt“ und ließ sich auch da von ihrem Herrn führen. Es dauerte nicht lange, da war ihr klar, daß sie in der Nähe des Aegerisees den rechten Platz gefunden habe. Mit einem jungen Mädchen war sie auf die Reise gegangen, und mit voller Freudigkeit kann sie bezeugen: „Nach einigem Suchen und Fragen kamen wir in ein

großes, wohlgepflegtes Bauernhaus, wo uns eine alte Frau empfing. Liebe Mutter Henggeler, nie werde ich dein gutes Gesicht vergessen und die gemessene Freundlichkeit, mit der du uns müde Wanderer damals aufgenommen und bewirtet hast! Viel Güte und Mütterlichkeit hast du in der Folge auch in mein Leben hineingebracht. Das dort angebotene Haus, das dem jüngsten Sohn der alten Frau gehörte, war ein hölzernes ‚Chalet‘ mit etwa zehn Zimmern, zwei ‚Lauben‘ im ersten Stock und mit lieblichem Umgelände. Es lag ziemlich nahe am See, aber nicht unmittelbar an der Straße, so recht verborgen im Grünen. Sauber war es, gut im Stand gehalten und mit einfachen Möbeln versehen. Nachdem wir es gründlich angeschaut hatten, wußte ich sogleich, daß dies die für mich bereitete Wohnstätte sei. Ich mietete das Haus mit allem Zubehör sofort um achthundert Franken im Jahr zum Einzug auf Anfang März 1904. Es war das Rothaus, in welchem ich sieben Jahre lang leben und arbeiten, kämpfen und leiden sollte. Zur Erziehungsschule Gottes ist es mir geworden und zur Jugendstätte des Wirkens im Glauben unter der Führung meines Herrn.“

Bevor sie aber dort einzog, war es ihr innerlich klar, daß sie noch einmal völlig in die Stille gehen sollte. Auch dafür fand sie einen geeigneten Platz und war dann viereinhalb Monate in solcher Einsamkeit, daß sie in dieser ganzen Zeit nur zwei Postsachen bekam (nur ein Mädchen wußte um ihre Bleibe und war von Minna Popken gebeten worden, nur die dringendsten Sachen nachzusenden). — Diese Zeit hat ihr entscheidend gedient zum Wachsen und Ausreifen ihres jungen Glaubenslebens. Es war Mitte Oktober des Jahres 1903, als Minna Popken in die Einsamkeit eines fast völlig alleinliegenden Hauses bei Biberegg einzog, und sie hat später diese Zeit als einen Höhepunkt ihres ganzen Lebens bezeichnet.

Es war ein merkwürdiger Ort, der nur aus drei Häusern bestand, die, etwa hundert Schritt voneinander entfernt, sich um eine Kapelle lagerten. Die übrigen

Bauernhöfe des Ortes lagen weit verstreut in den Bergen. Die Biber fließt dort hindurch und bildet hier einen Bogen, der dem Ort den Namen Biberegg verliehen hat. In der kleinen Kapelle wurde jeden Morgen eine Messe zelebriert, und in einem der Häuser wohnte ein alter Kaplan, der diesen Dienst als eine Art Altersversorgung versah. In dem zweiten Haus lebte eine angesehene Bauernfamilie, und das dritte stand leer. In diesem war eine schöne, alte, saubere Bauernstube mit einer großen Fensterreihe und einem riesigen Kachelofen. Dort richtete sie sich nun ein. So schildert sie ihre äußere und innere Lage: „An der Fensterreihe und am Kachelofen entlang liefen hölzerne Bänke ohne Lehnen. Vor einer von ihnen stand am Fenster ein großer, alter Tisch mit eingelegter Schieferplatte und davor ein hölzerner Stuhl. An der fensterlosen Wand des Zimmers befand sich ein großes, zweischläfriges Bett, das nichts als eine gepolsterte Untermatratze enthielt. Mein kleines Roßhaarkissen und zwei mitgebrachte Woldecken vervollständigten das harte, kühle Lager, das ich damals nicht vertauscht hätte mit meinem heutigen bequemen Bett. Das war die karge Einrichtung des Zimmers. Auf die eine Seite des Tisches legte ich meine Bibel, etwas Schreibzeug und ein paar Bücher von Madame Guyon; weitere Lektüre hatte ich nicht mitgebracht. Auf die andere Seite stellte ich meinen kleinen Spirituskocher und etwas Geschirr. In der ungeheizten Nebenstube verwahrte ich einige Vorräte: Grieß, Reis, Hafer, Mehl und Brot, das ich mir selber im Kachelofen buk, etwas Dörrobst, einen Kranz Feigen, Erdnüsse, ein wenig Butter und ein Tröpflein Milch. Von den Bauern erhielt ich billiges Gemüse, aus dem ich im Kachelofen eine Brühe bereitete, in der dann Reis oder dergleichen zu einer dicken Suppe gekocht wurde. Ich verfügte über sehr wenig Geld. Aber das war mir gerade recht. Ein seliges und erwünschtes Losgelöstsein von all den kleinen Bequemlichkeiten und Genüssen des Daseins lag in jener mehr als einfachen Lebensweise.

Nun bestand mein Tagewerk hauptsächlich im Studium der Bibel, im Gebet und im Stillesein vor Gott. Daneben schrieb ich nach Auszügen aus der Selbstbiographie der Madame Guyon an einer Arbeit über ‚Christliche Mystik‘, die mir viel Freude und Gewinn brachte. All mein Sehnen und Wünschen war damals auf das eine Notwendige gerichtet, auf das Einssein mit Jesus. Und wunderbar neigte der Herr sich zu mir in seiner Gnade, mich elendes Geschöpf umhüllend und durchdringend mit der Kraft seines unauflöslichen Lebens.

Anfangs wollte eine gewisse Bangigkeit über mich kommen, wenn es in der Nacht gar so dunkel und grabesstill um mich war oder wenn unerklärbare Geräusche in dem großen Hause mich erschreckten. Da mußte ich einmal recht eindringlich an David denken, wie er, verfolgt von seinem Sohn Absalom, in dunkler Nacht auf der Erde schlief; und mit seinem Gebet: ‚Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn du allein, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne‘ (Ps. 4, 9) bin ich seither manche Nacht eingeschlafen, bis der Friede Gottes mich so fest umhüllte, daß alle Furcht davon verschlungen wurde. In der Folge schloß ich nachts nicht einmal mehr die Haustür ab. Eine Geborgenheit hatte mich umfangen, in der ich ruhte wie ein Kind im Schoß der Mutter und restlos glücklich war. Da ich ja weder mit einem Menschen noch mit irgendeiner Kreatur reden konnte, sprach ich meist mit dem Herrn Jesus — ehrfürchtig und doch so vertraut, als wäre er mein bester Freund. Das geschah besonders dann, wenn irgendein Wort der Heiligen Schrift mir ins Herz fiel und ganz neue Erkenntnis mir dadurch geschenkt wurde.“

Aber nicht nur solche beseligenden Erfahrungen machte Minna Popken in diesen Wochen und Monaten, es ging auch durch große innere Kämpfe hindurch; vor allem haben sie eine Zeitlang schwere Träume gequält. Sie konnte es zuerst gar nicht fassen, wie es zu solchen Träumen kommen konnte, dann aber erkannte

sie auch darin Gottes Führung, der sie in eine tiefere Erkenntnis ihres sündigen Wesens hineinbringen wollte: es ging durch viele Nächte hindurch, vor allem waren es Träume, in denen sie z. B. als Mädchen mit Männern zusammen tanzte o. ä. Bewußt hatte sie nie etwas Ähnliches erlebt und getan, um so mehr war sie zuerst geradezu empört über solche Traumbilder. Dann aber ging ihr auf, auch dahinter stand Gottes Wille: „Ich erfuhr, daß es Gerichtsnächte gab, die durch Gottes Geist und nach seinem Willen über mich gekommen waren, und daß er mir eine Belehrung darunter gegeben hatte, die ich nie mehr vergessen sollte, und die mein späteres Leben und Wirken wesentlich beeinflußt hat. Für ‚gut‘ habe ich mich seither nie mehr gehalten. Aber solches muß ein Mensch erst erfahren, bevor er es für alle Zeiten weiß.“ Zuletzt aber führten auch diese Erfahrungen demütigender Art nur mehr in die Anbetung Jesu hinein. Sie faßt dies Erleben in die vielsagenden Sätze zusammen: „Ich lernte die gesamte Menschheit als eine Kollektivmasse des Verderbens anschauen. Sie erschien mir wie ein einziger großer Teig, durchsetzt mit Sauerteig. Jeder einzelne Mensch bedeutete mir nach seinem Fleischeswesen ein Klümplein von dieser großen Masse — nur mit dem Unterschied, daß das eine an einen brutwarmen Ort kommt, an welchem das Sündenleben aufschwillt, das andre aber kühlgestellt wird und klein bleibt. Welches Verdienst hat nun ein solcher Mensch, der sich seines sündhaften Wesens nicht einmal bewußt wird? Gar keines! Und alles bleibt nur Gnade. Ja, wahrlich, ich war auch ‚so eine‘; aber ich hatte es nicht gewußt, und die Menschen meiner Umgebung wußten es auch nicht. Jene Dirnen im Nachtcafé zu Bordeaux waren ja meine ‚Schwestern nach dem Fleische‘. Und nichts erhob mich über sie als allein mein Glaube, dieses wundervolle Gnadengeschenk Gottes, das allen Menschen, auch den Huren und Mördern, zuteil werden kann. Wahrlich, solches Erkennen ist notwendig, wenn einer mit Erfolg missionieren will, sei es in den Wild-

nissen Afrikas oder in den Londoner Slums und anderswo. — Seit diesem Erleben gab es für mich keine vergoldeten Idealbilder mehr unter den Menschen; ich war Realistin geworden, aber mit der gewissen Zuversicht des Glaubens an den allesvermögenden Erlöser. Wie wertvoll ist mir solche Erkenntnis geworden für meine spätere Arbeit in der Seelsorge! Diese Erfahrungen an mir selbst hatten mich tiefsinnig gemacht für andere. Es war oft, als sähe ich in den Grund ihres Wesens hinein, der ihnen selber nicht bewußt war. Das Du aber schrieb ich fortan nicht mehr groß in meinen Briefen, wie wir Deutschen auch das Ich nicht groß schreiben. — Jenes gottgewirkte Erkennen meines grundverderbten Wesens war das wichtigste Resultat meiner so lang ersehnten Einsamkeit mit Gott.“

Aber noch etwas anderes sollte Minna Popken in diesen stillen Monaten erfahren und als Wirklichkeit erkennen lernen. Sie ist gerade darüber später oft etwas belächelt worden; aber sie konnte nicht anders, sie mußte bezeugen, was sie erlebt hatte, selbst wenn man sie darüber vielleicht als Ärztin nicht mehr überall ernst nehmen würde. Dies Kapitel gehört zu den eigentümlichsten ihrer Lebensbeschreibung, und wir dürfen es in einem kurzen Lebensbild dieser besonderen Frau nicht überschlagen. So erzählt sie: „Ich erwähnte schon, daß ich in dem großen Hause bisweilen merkwürdige Geräusche hörte, die ich mir nicht erklären konnte, und einige Male sah ich im Halbschlaf oder beim Erwachen auch nebelhafte Gestalten. Sie waren nicht dämonisch wie damals in jener Nacht nach meiner Bekehrung; da war mir zum erstenmal die Realität der Hölle aufgegangen, die ebenso auf mich verlorenen Menschen gewartet hatte wie die himmlische Welt, als ich zitternd zwischen jenen zwei Abgründen gestanden hatte. Nein, jetzt war es keine Hölle, die mir entgegentrat, es mußte etwas anderes sein, und bald kam mir darüber auch Klarheit. Eines Tages war ich in der großen, kahlen Küche, um meine Wäsche zu waschen. Ich hatte Feuer auf dem Herd gemacht

und stand singend an der mir ungewohnten Arbeit Plötzlich hörte ich etwas wie ein Seufzen und Flüstern um mich herum, und es war mir, als würden meine Kleider wie von unsichtbaren Händen leise berührt — ich schaute ringsum, sah aber nichts. Zuerst wollte mir die Sache unheimlich werden; es war, als müsse ich fliehen von dem Ort; aber dann betete ich und fragte den Herrn, was das bedeute. Eine direkte Antwort bekam ich nicht; aber in meinem Herzen wußte ich mit plötzlicher Klarheit: Hier sind arme Seelen, die keinen Frieden haben und keine Ruhe finden. Da verschwand die Furcht in mir, und ich begann mit ihnen zu reden vom Herrn, von der Gnade Gottes in Christo. Erst wollte mir das merkwürdig vorkommen, daß eine normale, in der Wissenschaft wohlbewanderte Medizinerin in einem ganz leeren Raum zu jemanden redete. War denn das nicht ‚verrückt‘? — Aber nein, hier waren Wirklichkeiten. Ich verbot nun diesen armen Seelen, mich je wieder zu berühren; auch sagte ich ihnen, sie dürften nicht in die Wohnstube kommen, sondern sollten dort in der Küche bleiben. Ich aber wolle jeden Abend für sie beten. Darauf wurde es ruhig und ganz feierlich. Nachher beschäftigten mich andere Dinge. Meine Wäsche hing an der Leine, und ich saß bei der Lampe vor meiner Bibel. Plötzlich hörte ich lautes Klopfen von der Küche her, so, wie wenn auf Eisen geschlagen würde; ich erschrak, aber gleich darauf fiel mir ein: Du wolltest ja beten für die armen Seelen dort. Ich rief laut den Namen ‚Jesus‘, ging dann auf die Knie, betete zuerst ein Vaterunser und dann inbrünstig aus dem Herzen für jene armen Seelen, die vor Not und Schuld keine Ruhe fanden: ‚O du Lamm Gottes, erbarme dich ihrer!‘ Das wiederholte ich nun alle Abende. Wenn ich es je vergaß, kam wieder das sonderbare Getön aus der Küche. Seither werde ich immer sehr traurig, wenn ich evangelische Prediger behaupten höre, nach dem Tode gäbe es keine Gnade mehr.“

Sie fügt diesem Zeugnis der Erfahrungen grundsätzliche Überlegungen hinzu:

„Warum schreibe ich von diesen Dingen? Weil ich viel daraus gelernt habe über den Heilsweg Gottes, und weil es mir später in meiner psychiatrischen Praxis zugute kam, daß ich ‚Dämonen‘, wie sie der Herr Jesus je und je von Besessenen ausgetrieben hat, unterscheiden lernte von armen Seelen, die keine Ruhe finden.“

„In der Bibel finde ich keine Stelle, die uns gebietet, für Verstorbene zu beten. Die katholische Kirche macht zwar Kultus und Pflicht daraus für jedermann; aber als evangelische Gläubige kann ich das nicht annehmen. Trotzdem erkenne ich das hier Geschilderte als eine Realität, die man nicht ohne weiteres übersehen kann. — Manchmal noch wurde ich innerlich gedrängt, für arme Seelen zu beten. Später, als meine Kraft mehr verbraucht war, hörte das von selber auf. Aber auch heute denke ich an Verstorbene als an solche, die der Gnade Gottes noch teilhaftig werden können, wenn sie dieselbe suchen. Denn ‚dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei‘ (Röm. 14, 9).“

Neben diesen Erlebnissen und neuen Erkenntnissen innerer Art hatte Minna Popken auch äußerlich viele schöne Erfahrungen. Eine der Gebetserhörungen, die ihr zuteil wurden, muß erzählt werden. Sie ist mit eine der schönsten, von denen sie berichten kann: „Es mochte etwa Mitte Januar sein, als die große Kälte und die ungewohnte Lebensweise meine Körperkraft lahmzulegen begannen. Ich fühlte mich krank, und eines Morgens konnte ich nicht mehr aufstehen, vermochte kaum ein Glied zu bewegen und hatte große Schmerzen. Es schien sich um eine Entzündung zu handeln. Mit solcher Möglichkeit hatte ich nicht gerechnet, als ich in die Einsamkeit ging, und nun lag ich ganz hilflos da, aber in tiefem Frieden meine Not vor dem Herrn ausbreitend, in der Gewißheit, er werde einen besonderen Segen daraus hervorgehen lassen. Aber in

der Stube wurde es kalt; wie sollte nur der Ofen geheizt werden? Und ich hatte auch nichts zu essen. Doch ich wußte und vertraute, der Herr werde mich nicht verlassen. Um Mittag war es, als befehle mir jemand: „Steh jetzt langsam auf, schieb dich an dem Stuhl (den ich abends immer ans Bett stellte) in die Nebenstube und schaue hinaus!“ Ich gehorchte dem Befehl mit großer Mühe, und als ich an jenes Fenster trat, sah ich den Weg herauf den Sohn des Hausbesitzers mit einem Schlitten voll Holz kommen. Es war höchst selten, daß von dorthier jemand ins Haus kam. Ich konnte gerade noch das Fenster öffnen und hinunterrufen, er möge doch zu mir heraufkommen, wenn der Schlitten abgeladen sei. Dann schob ich mich an dem Stuhl zurück und legte mich wieder ins Bett. Ach, wie schwer das ging! Bald trat der junge Bauer in die Stube. Ich bat ihn, den Kachelofen zu heizen, und während er warten mußte, bis die ‚Reiswolle‘ (Reisigbündel) verbrannt war und die Glut zurückgeschoben werden konnte, saß er bei mir im Zimmer auf der Ofenbank und erzählte folgendes: Sie hätten beim Mittagessen gegessen, da habe der Vater zu ihm gesagt, er solle gleich gehen und das Holz ins obere Haus in die Scheuer bringen. Er, der Sohn, habe gemeint, das ‚pressiere‘ doch gar nicht, aber der Vater hätte ihm nach dem Essen keine Ruhe gelassen, er müsse jetzt sofort gehen. Da sei er eben gegangen, und nun wisse er, warum. Mir aber klopfte das Herz vor Dank und Freude. So bis ins kleinste hinein sorgte der Herr für mich.“

Diese äußere Hilfe hatte noch eine schöne innere zur Folge. Die Schwester dieses jungen Mannes, Kathri, wurde ihre treue Freundin in diesen Monaten. Sie kam zum ersten Male während der Krankheitstage, und dann wurde es zu einer lieben Gewohnheit, daß sie jeden Abend einige Zeit bei Minna Popken saß. Unser Blick weitet sich, wenn wir hier in das Glaubensleben eines schlichten katholischen Mädchens hineinschauen und sehen, wie Christus auch Menschen verschiedener geistiger Herkunft so fest verbinden kann: „Es war

eine wachsende Freude für mich, diese schlichte, fromme Seele zu erkennen. Kathri war ein außergewöhnlich hingebener, dienstbereiter Mensch. Wo in der Verwandtschaft oder Nachbarschaft eine Not, ein Leid war, wo es galt zu pflegen oder bei Sterbefällen zu beten, da ging sie hin. Sie erzählte von allem Elend in der Ortschaft und im nächsten Dorf. Und das geschah so anspruchslos und einfältig, daß sie selbst dabei ganz in den Hintergrund trat. Bald merkte ich, daß sie um dieser tiefen Gespräche willen sehr gern zu mir kam. Ich sprach auch mit ihr vom evangelischen Glauben, vom Herrn und von dem, was ich tagsüber in der Bibel gelesen hatte. So knüpfte sich ein inneres Band zwischen uns. Jeden Morgen um sechs Uhr läutete Kathri in der kleinen Kapelle die Messe ein. Das war jahraus, jahrein alle Tage ihr Amt, dem sie mit absoluter Pünktlichkeit oblag. Ich erwachte gewöhnlich an ihrem Läuten und war dann gleich mit ihr verbunden. Wenn sie das Verwandlungsglöcklein läutete und ich wußte, nun glaubt die fromme Kathri an das Mysterium der Umwandlung des Brotes in den Leib des Herrn und des Weines in sein Blut, dann glaubte ich betend in meiner Weise an die ewig wirksame Kraft des Blutes Jesu und an seinen für uns gebrochenen Leib. An das Mysterium der Verwandlung glaubte ich nicht, und in die Messe ging ich nie; denn ich glaubte der Heiligen Schrift, die so ausdrücklich das einmalige Opfer des Herrn verkündigt. Aber dennoch waren Kathri und ich tiefer miteinander verbunden, als ein Glaubensbekenntnis es darstellen kann.

Kathri gewöhnte sich daran, jede Not, alle ihr aufsteigenden Lebensfragen abends zu mir zu bringen und auf das zu hören, was ich ihr zu sagen hatte. Ich erzählte ihr von meinem Hunger nach Gott, von meiner Bekehrung und von meiner großen Sehnsucht, für Jesus allein nur zu leben und zu arbeiten. Ach, wie sehnlich wollte auch sie nur dies eine!

An Kathri beobachtete ich, wie bei Gott kein Ansehen der Person gilt. Nicht auf ‚Bildung‘, auf Wissen,

Können und gute Werke kommt es an, ja nicht einmal auf die moralische Qualität eines Menschen, wenn Gott seinen Sohn in ihm offenbaren will, sondern allein auf die Lebensrichtung zu Gott und auf die Annahme des uns geschenkten Glaubens. Und immer ist das Sein in Christo mehr wert als alles Tun für ihn.“

Gegen Ende Februar ging diese wichtige stille Zeit im Leben Minna Popkens zu Ende. Sie kehrte nach Zürich zurück und zog dann am 4. März 1904 ins Rothaus am Aegerisee ein; dort begannen dann die sieben Jahre Erstlingsarbeit im eigentlichen Dienst ihres Herrn.

Erlebnisse und Erkenntnisse im Rothaus

Es war in jeder Weise ein schwerer Anfang. Geld war außer der kleinen Rente nicht da, äußerlich fehlte bis auf die wenigen Möbel, die Minna Popken mitbrachte, alles im Haus, und vor allem war sie ja vorläufig völlig unbekannt; es kam vorerst niemand, der sie ärztlich in Anspruch nahm. Ihr Plan war, jeden aufzunehmen und zu beraten, der sich an sie wenden würde. Da galt es nun zu warten, bis der Herr ihr Menschen zuführen würde, und bis dahin alle Arbeit selbst zu tun.

Es fehlte nicht an vielfacher treuer Hilfe, es kamen mehrfach gerade im rechten Augenblick Menschen, die ihr beisprangen, z. B. gleich in den ersten Tagen erschien ein ihr bekannter Schreiner und bot ihr seine Hilfe an. „Ich sagte etwas erschrocken, daß ich mir den Luxus eines Schreiners nicht leisten könne. Da lachte er und erwiderte, er wolle ja keinen Rappen dafür haben und sei mit der einfachsten Kost zufrieden, er wolle nur helfen, bis da im Hause alles in Ordnung sei. Seine Frau habe ihm keine Ruhe gelassen, da sei er eben gekommen. Die Frau war vor ihrer zweiten Heirat meine erste Wirtin in Zürich gewesen, und eine innere Verbindung war zwischen uns bestehen geblieben. Vor fünf Monaten, ehe ich nach Biberegg ging, hatte

ich sie am Sarnersee einmal besucht und ihr gesagt, daß ich Anfang März ins Rothaus in Oberägeri einziehen würde. Und nun stand ihr Mann vor mir! Wie merkwürdig war mir das, und wie dankte ich dem Herrn in meinem Herzen für diese wertvolle Hilfe! Alles Grobe und Schwere tat — wie ganz selbstverständlich — dieser tüchtige Mann; und als dann die Sonne des herben und lieblichen Vorfrühlings zu leuchten begann und den Schnee in den Gründen zum Schmelzen brachte, da wurde es recht hoffnungsvoll in meinem Herzen. Als das Haus einigermaßen eingerichtet war, reiste unser lieber Schreiner wieder ab. Ich habe seinen treuen Dienst von damals nie mehr vergessen. So auch ein anderes Mal: Ein junger Mann bat um Aufnahme für einige Wochen. Er war der Sohn eines mir befreundeten Malermeisters in Deutschland, der den Wunsch hatte, seinen Jungen eine Zeitlang bei mir unterzubringen. Anfangs hielt ich diese nicht gerade große Hilfe für unnötig; bald aber erkannte ich, wozu auch dieser neue Hausgenosse mir geschickt war. Hans, so hieß er, machte Farbanstriche, wo es notwendig war, hackte Holz, half im Garten und verrichtete sonstige kleine Arbeiten.“

Eines Mannes gedenkt Minna Popken in besonderer Dankbarkeit, er kam und blieb dann für etwa zehn Jahre ein treuer Mitarbeiter. Das war Oswald Eymann. „Er war von Beruf Bäcker, arbeitete aber schon seit Jahren lieber als Gärtner und bot mir nun für Gartenarbeiten seine Hilfe an. Als ich ihm von meiner Geldknappheit sprach und von der Unmöglichkeit, einen Gärtner zu halten, sagte er, daß er keinen Lohn beanspruche, wenn er nur eine Zeitlang neben mir leben dürfe. Da nahm ich ihn mit Freuden auf. Zunächst kam er nun für einige Monate, bis das Umgelände des Hauses in einen Gemüse- und Blumengarten verwandelt war. Im nächsten Frühling aber kam er wieder, um dann dauernd bei uns zu bleiben. Etwa zehn Jahre lang ist dieser treue, tüchtige junge Mann bei mir gewesen und hat durch schwere Jahre hindurch die La-

sten des Betriebes mit mir getragen. Wie dankbar bin ich noch heute für den Dienst Oswald Eymanns! Damals im Rothaus erlebte er mit mir den armseligen Anfang und unser seliges Armsein im Dienste des Meisters.“

In allem mußten sie sich einschränken, und viel ungewohnte Arbeit tat Minna Popken selbst. Alle Mit-tage gab es dasselbe: Kartoffeln in etwas Fett gebraten, ein Stück Käse dazu und grünen Salat aus Sauerampfer und Löwenzahn. Morgens gab es irgendeinen dicken Brei, der nachts in einer selbstgemachten Heukiste gar wurde, dazu ein Glas Milch, etwas gekochtes Dörrobst und ein Stück Schwarzbrot. Abends gab es wieder ein Glas Milch, dazu Schwarzbrot, Erdnüsse und Feigen. Das war alles, weitere Mahlzeiten gab es nicht; Fleisch, Kaffee, Tee, alkoholische Getränke kamen im Rothaus nicht auf den Tisch. Es war eine gesunde Kost und eine merkwürdige Haushaltung in schlichter Aufmachung.

Es ging bei alledem auch durch innere Anfechtungen hindurch, ob dieser Weg wohl der gottgewollte sei. So erzählt Minna Popken aus diesen Tagen: „Drei Wochen lang lag ich so, ohne daß jemals das Bett gemacht werden konnte. Es war eine Zeit großer Schmerzen und schwerer Kämpfe. Oft wollte ich schier verzagen, und immer wieder fragte ich den Herrn: ‚Habe ich denn falsch gehandelt? Bist du nicht bei mir? Ist denn dein Arm zu kurz, um zu helfen? Was soll ich tun hier in dem einsamen Haus?‘ Ich wollte doch Arme, Elende, Heimatlose aufnehmen um seinetwillen, wollte ihm gehorchen, nur für ihn dasein und anderen dienen mit den Gaben, die mir gegeben waren. — Plötzlich aber kam ein Strömen der Liebe Gottes über mich, wie ich es nie zuvor erfahren hatte. Es war wie eine Woge von Kraft und Licht, die mich überflutete und überströmte. Ich wagte nicht, mich zu bewegen, und blieb ganz still liegen unter dieser seligen Berührung, die mir alle Not und alle Schmerzen bei weitem aufwog. Es war an einem strahlend schönen Sonntagmorgen,

als dieses unvergeßliche Erlebnis über mich kam. Im Dorf läuteten die Glocken. Ich war ganz allein im Hause, die andern waren spazierengegangen, und als sie heimkamen, brachten sie mir Sträuße erster Frühlingsblümchen. Ich aber lag noch lange in tiefem Frieden und in unbeschreiblicher Seligkeit.“

So ganz langsam kamen einzelne Menschen, um die Hilfe der Ärztin zu erbitten, manche wurden ganz aufgenommen, manche wurden einfach behandelt und gingen dann wieder fort. Es waren nicht immer Menschen, die leicht zu tragen waren; aber Minna Popken nahm sie aus Gottes Hand und sah sie als ihre Erzieher Gottes an, durch die sie am inwendigen Menschen reifen sollte. Einmal erlebte sie in einer äußeren Not wieder eine besonders freundliche Ermunterung: „Es handelte sich um eine kleine Betriebserweiterung, für die ich etwa sechstausend Franken benötigte. Eine Patientin, die schon längere Zeit bei mir war und sich eingehend nach diesen Umständen erkundigte, bot mir diese Summe von sich aus an. Ich sagte ihr, das könne ich nicht annehmen; denn ich wisse ja nicht, ob ich immer in der Lage sein würde, die Summe zu verzinsen. Sie sagte, sie wolle ja keine Zinsen, sie wolle mir das Geld schenken. Da fragte ich sie, ob denn ihre Eltern damit einverstanden seien; ich wollte nicht gegen den Willen der Familie soviel Geld von ihr nehmen. Ich ging damit fragend vor den Herrn, und jene Frau holte die Einwilligung ihrer Eltern ein, die ihr schriftlich gegeben wurde. Dann erst durfte ich das Geld nehmen ‚als vom Herrn‘ und ihm von Herzen danken. — So regulierte der Herr im Kleinen wie im Großen meine Einnahmen und Ausgaben und hielt mich in steter Abhängigkeit von ihm.“

Trotzdem blieben Zeiten der Bangigkeit nicht aus, und manchmal wollte der Geist der Sorge sich einschleichen, ja es kamen sogar Stunden, da die Hausmutter selbst geradezu von dämonischen Geistern angefochten wurde. Zwei dieser Erlebnisse müssen festgehalten werden, weil sie uns zugleich einen Blick tun

lassen in die schlichte Jesusgläubigkeit, die Minna Popken prägte: „Eines Nachts erwachte ich, von einer furchtbaren Angst gepackt, und fühlte mich am ganzen Körper wie von einer unheimlichen Macht geknebelt, die mich zu erdrosseln schien. Ich wollte rufen — und konnte nicht, mich bewegen — es ging nicht. Der Angstschweiß brach mir aus, und es schien mir, als sei ich verloren. Da rang sich aus meinem Innern etwas durch wie eine Gegenmacht — und erst lallend, dann aber klar und kräftig wie ein Siegesruf kam der Name ‚Jesus‘ aus meinem Munde. ‚Jesus, Jesus!‘ Ich erwachte zu vollem Bewußtsein und sah eine scheußliche Gestalt mit haßverzerrten Zügen zurückweichen. Der Spuk war verschwunden und mit ihm meine vorherige Gemütsdepression. Seither wußte ich, daß dieser Name, ‚darinnen wir sollen selig werden‘, mir tief ins Herz gedrückt war, und er wurde mein Talisman gegen die Mächte der Finsternis. O, wie oft habe ich ihn gebraucht, diesen ‚Namen voller Ruh und Kraft: Jesus!‘

Noch einmal versuchte der Feind mich zu erschrecken. In einer der folgenden Nächte sah ich im halben Erwachen, wenn das unterschwellige Bewußtsein noch in Tätigkeit ist, den gleichen Dämon an meinem Bett stehen und hörte eine hohnvolle Stimme sagen: ‚Alles ist Einbildung! Dieser Jesus Christus existiert gar nicht!‘ Da erwachte ich zu klarem Bewußtsein, fuhr in die Höhe und sagte fest: ‚Wenn das Einbildung ist, so will ich in dieser Einbildung selig werden; es ist ja das Höchste und Beste, das ich kenne. O Jesus, Jesus, Jesus!‘ Die Gestalt verschwand, und ich konnte in Glaubensfreudigkeit mein Tagewerk beginnen. Seither hat mich kein Dämon mehr nachts beunruhigt.“

Eine besonders wichtige Erkenntnis wurde Minna Popken in diesen sieben Jahren erschlossen im Blick auf die Zusammenhänge zwischen Sünde, Krankheit und Glaube. Sie beschreibt dies Erleben so: „In jenem bedeutsamen Winter — dem ersten nach dem wundervollen Winter in Biberegg — wurde mir noch eine weitere wichtige Erfahrung zuteil: Ich lernte Krank-

heiten des Leibes, diese oft so peinvollen Auswirkungen des Todeswesens, dem wir alle verfallen sind, vom Standpunkt des Glaubens einschätzen. Dabei erfuhr ich an mir und später auch an meinen Patienten, daß unsere Krankheiten in Gottes Hand eine nicht unwichtige Bedeutung für unseren Werdegang gewinnen können. Jede gottgewirkte Heilung aber erschien mir wie eine leise Verklärung des nichtigen Leibes.

Im Laufe des sehr kalten Januars wurde das Nervenleiden, das ich nun schon ein Jahr lang mit mir herumtrug, fast unerträglich. Wie es bei solchen Nervenentzündungen häufig der Fall ist, setzten die Schmerz-anfälle — mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerkes — immer zu gleicher Zeit ein. In jeder Nacht weckten sie mich um zwei Uhr. Dann wanderte ich oft stundenlang im Zimmer umher, um die Schmerzen nur einigermaßen ertragen zu können. So war es wochenlang gegangen. Schmerzstillende Mittel wollte ich nicht nehmen, denn ich wartete auf das Eingreifen des Herrn, das ich ja mehrere Male schon erfahren hatte.

Eines Tages schrieb mir eine Bekannte aus Zürich, sie leide ganz furchtbar an Ischias und wisse sich gar nicht mehr zu helfen; ich möge doch für sie beten. Arme Frau, ich versetzte mich lebhaft in ihre Lage, die viel ernster war als die meine. Sie war Witwe und betrieb ein kleines Ladengeschäft, um sich und ihre noch jungen Kinder durchzubringen. Ich begann inbrünstig für sie zu beten, die Not dieser bedrängten Seele vor Gott ausbreitend. Während ich so flehte, bekam ich den inneren Eindruck, daß mein Gebet erhört sei, daß ich die Frau aber im Mai zu mir einladen solle. Darauf wurde ich innerlich getrieben, auch für mich selber jetzt endlich um Heilung zu beten. Ich tat es, tief versenkt im Anschauen des Herrn, und verharrte den Tag über in Gebetssammlung.

In der Nacht darauf schlief ich fester als gewöhnlich, und als ich erwachte, fühlte ich nicht wie sonst die heftigen Schmerzen; selbst nach einigen ängstlichen Bewegungen blieben sie aus. Ich machte Licht und

sah zu meinem Erstaunen, daß es nicht zwei Uhr nachts, sondern sieben Uhr morgens war. Vorsichtig stand ich auf, immer noch in Erwartung der Schmerzen; aber sie kamen nicht und blieben auch den Tag hindurch aus. Ich war geheilt! — Mit Staunen und Anbetung stand ich vor dieser wunderbaren Tatsache, die ich nach all den ausgestandenen Leiden kaum begreifen konnte, die ich aber erlebte. Die Krankheit war fort und kam nicht wieder; sie hat auch weder Schwäche noch Verwachsung zurückgelassen, wie es sonst nach Ausheilung eines schweren Ischias häufig der Fall ist. Ich war vollständig geheilt, konnte wieder tüchtig arbeiten, das Haus putzen und alles vorbereiten zum Empfang neuer Gäste im Frühling. Jeder neue Tag dieser wiedergeschenkten Gesundheit wurde mir zu neuem Dank und zu neuer Freude. Aber meine Freude galt fast weniger der Befreiung vom Leiden als der wundervollen Erkenntnis: ‚Das hat der Herr getan! So zart, so gütig und leise ist er gekommen, indes du schliefest. O, mein Heiland, jetzt wirst du mich auch weiter in deiner Hand halten! Könnte ich in Krankheitsnot je wieder verzagen, nachdem ich solche Barmherzigkeit von dir erlangt habe?‘ Nicht vergebens hatte ich unter der Not der Schmerzen seiner geharrt, und wußte ich es nicht immer, auch in den größten Schmerzen: Das gehört zur Erziehung in deines Gottes Schule? Oft habe ich das Wort des heiligen Franziskus vor mich hin gesagt: ‚Ihr Schmerzen, liebe Schwestern, ich danke euch, daß ihr mir so treu seid!‘ Dann ist er auch für mich gekommen, der Tag, an dem ich um Heilung nicht nur beten durfte, sondern mußte. Wieviel kostbarer und seliger waren solche Führungen Gottes als jene ‚Gesundbetereien‘, die ich in der ‚Christian Science‘ und ähnlichen Sekten genügend kennengelernt hatte, um sie entschieden abzulehnen! Sie machten mir den Eindruck religiöser Kurpfuscherei, mit der ich nichts zu tun haben mochte. Immer tiefer erkannte ich damals, daß wir uns auch in Krankheitsnöten unter die Zucht des Heiligen Geistes zu stellen haben und

nicht einfach drauflos beten dürfen, um die lästige Krankheit loszuwerden.“

Zusammenfassend sagt Minna Popken darüber dann: „Ein Gebet um Heilung, das ich aus eigenen Wünschen, aus persönlicher Leidensscheu oder in ärztlichem Eifer für andere vor Gott brachte, wurde nie erhört. Sobald ich aber nach seinem Willen, getrieben vom Heiligen Geist, in ernstlichem Flehen vor Gott lag, trat jedesmal Heilung ein. Aber bevor ich so um Heilung beten durfte, ging es durch ernste Prüfungen und durch Gerichtsstunden. Mein Leben zu Gott hin mußte in Ordnung sein; keine unvergebene Sünde durfte zwischen ihm und mir liegen, wenn er mir als mein Arzt begegnen wollte. Wie heilsam ist mir diese Schule geworden! Stilles Tragen aller Leiden, bis der Herr selber durch den Heiligen Geist Lösung und Befreiung wirkt nach seinem Willen — das war meine Losung in kranken Tagen. Das hatte ich auch meinen Patienten zu verkündigen und habe es getan.“

Das entscheidende Erleben aber dieser ganzen Jahre war der Umgang mit Gottes Wort und das Erwachen echten Gebets. Selbstverständlich hatte sie täglich für sich selbst Gottes Wort gelesen, meist sogar kniend, natürlich hatte sie für sich allein treu weitergebetet; aber daß sie auch mit anderen zusammen beten mußte, und daß sie Gottes Wort auch den Gästen weitergeben konnte, daran hatte sie zuerst mit keinem Gedanken gedacht.

Als Hausgehilfin hatte sie damals eine Dora, die treu ihre Arbeit tat, aber oft doch auch von einem finsternen Geist befallen wurde. Da geschah es eines Tages während des ersten Winters: „Es wurde mir“, so berichtet sie, „zu dringlicher Notwendigkeit, dem Worte Gottes in unserem Hause Raum zu schaffen, damit es nicht nur in meinem Herzen, sondern auch in unserem Zusammenleben sich auswirke. Ich sprach mit Dora darüber und beschloß mit ihrer Einwilligung, für uns beide damit zu beginnen. Zu diesem Zweck ließ ich Anfang Januar ein Losungsbuch der Brüderge-

meine kommen, und wir lasen nun gemeinsam jeden Morgen die darin gegebenen Abschnitte. Danach sangen wir ein Lied aus dem Kirchengesangbuch und nahmen dann unser Frühstück ein.

An einem Morgen, den ich bis heute nicht vergessen habe, lasen wir aus der Geschichte Sauls, wie er den jungen David liebgewinnt, und wie durch dessen Saitenspiel der böse Geist von dem König abläßt. Dora stand, wohl infolge ihrer Krankheit, schon seit einigen Tagen unter einem finsternen Geist, wie es manchmal der Fall war, und ich hatte den Herrn ganz innig für sie gebeten um seinen Heiligen Geist. Während ich nun diese im Losungsbuch angegebene schöne Schriftstelle las, wurde ich so stark davon bewegt, daß ich nach der Lesung die Augen schloß und — betete. Es war das erste mal, daß ich mit einem andern betete. Mir klopfte dabei das Herz, als wolle es zerspringen, und Dora sagte mir hernach, ihr habe ‚bi dem kuriose Tue‘ das Herz bis an den Hals geklopft, aber ihr ‚böser Geist‘ war gewichen. Ob das Gottes Antwort war auf mein Gebet für Dora? Ich nahm es so an und betete nun jeden Morgen mit ihr, obwohl ich merkte, daß sie sich innerlich dagegen sträubte. Nach und nach aber öffnete sie das Herz dafür, und unser Zusammenleben wurde dadurch viel reibungsloser als vorher. Nun war es, als sei ein Bann gewichen, und ich blieb konsequent bei diesen Lesungen mit nachfolgendem Gebet.“

Was da zwischen Minna Popken und Dora zu einem inneren Bedürfnis geworden war, wirkte sich dann sehr bald auch im ganzen Zusammenleben des Hauses, auch für die Gäste, aus. Zuerst war es mehr ein betendes Lesen, das Minna Popken morgens mit ihren Patienten übte, dann aber wurde es doch eine richtige Auslegung des Wortes und eine echte Weitergabe der Wahrheiten, die ihr selbst aufgingen. Ein Pfarrer, der einige Tage als Gast im Rothaus war, gab den letzten Anstoß in dieser Richtung. Sie hatte es wieder so gehalten wie immer: einen Abschnitt aus Gottes Wort vorgelesen und dann im Gebet ausgesprochen, was ihr

dabei besonders wichtig geworden war. „Da sagte dieser Pfarrer plötzlich: ‚Was treiben Sie denn da? Das ist doch etwas recht Ungewöhnliches und auch Ungeschicktes. Denken Sie nur, diese hochgeistlichen Gespräche beim Frühstück! Da bleibt einem ja der Brei (den wir damals jeden Morgen aßen) im Halse stecken. Sie könnten das alles doch vorher sagen und Morgenandacht halten wie andre Leute auch.‘ Auf meine Einwendung, daß mir das unmöglich sei, ich hätte es ja nicht gelernt, sagte er: ‚Ach was, eine gescheite Frau wie Sie, die schon so viel geistig gearbeitet hat, sollte nicht einmal eine einfache Morgenandacht zustande bringen?‘ Als ich mich mit dem Wort des Paulus wehrte: ‚Das Weib schweige in der Gemeinde!‘ und ihm erklärte, ich hätte nie daran gedacht, Wortverkündigung zu treiben, das sei doch Sache des Mannes, da lachte er und meinte: ‚Na, Sie studierten ohne Bedenken Medizin und wollen jetzt solch engen Kreis um sich ziehen?‘ Ich war erschrocken und verwirrt über diese Rede, besonders als er sagte: ‚Schweigen Sie denn etwa in der Gemeinde, wenn sie solche Gespräche führen?‘ Da mußte ich an das Wort des Herrn denken: ‚Wenn diese schweigen, werden die Steine reden.‘ Nein, schweigen von dem, was mich so mächtig bewegte, konnte ich nun nicht mehr, aber zu ‚reden‘ wagte ich auch nicht. Als der Herr Pfarrer mein Zögern bemerkte, sagte er: ‚Gleich morgen fangen Sie an, und Sie werden bald sehen, daß es geht, und daß ich Ihnen jetzt zu einem notwendigen Entschluß ver helfe . . .‘ Da sagte ich zu.“

„Am andern Morgen ging ich sehr zaghaft hinunter und setzte mich an meinen gewöhnlichen Platz am Fenster, wo der kleine Tisch mit der Bibel stand. Nachdem ich die ganze Schriftstelle gelesen hatte, deren Schluß mein Textwort bildete, nahm ich all meinen Mut zusammen, zog das Bibeltischchen vor mich hin und kündigte den etwa fünfzehn bis zwanzig Hörern an, daß ich über das zuletzt gelesene Wort gern einiges sagen möchte. Was ich sagte, weiß ich nicht mehr; aber es war wenig und schlecht, kam stockend und verlegen

heraus, und erstaunte oder verlegene Gesichter schauten mich an. Der Herr Pfarrer aber nickte mir ermutigend zu. Nachher beim Frühstück waren alle schweigsam. Da machte der Pfarrer einige humorvolle Bemerkungen, welche die gedrückte Stimmung verscheuchten. Ich sagte, daß er es sei, der mich zu diesem kühnen Unternehmen verführt habe, und damit war für dieses Mal die Spannung gelöst.

Dies war mein erster Versuch der Wortverkündigung, die später eine solch tiefe Bedeutung für uns gewonnen hat, und die in meiner Arbeit soviel Raum einnehmen sollte. Aller Anfang ist schwer. Aber so schwer ist mir der Anfang auf keinem Gebiet geworden wie auf diesem allerwichtigsten meines Lebens. Und das war wohl richtig so. Der Pfarrer blieb noch eine Woche bei uns und hielt mich wacker fest auf dem nun beschrittenen Wege; dann schied er freundschaftlich von mir. Später kam er des öfteren wieder. Er hat mir damals einen wertvollen Dienst geleistet, für den ich ihm noch heute danken würde, wenn er nicht längst gestorben wäre.

Etliche Jahre später, als ein lieber Missionar Bibelstunden bei uns hielt, fragte ihn einer unserer Brüder in meiner Gegenwart, wie er über das Frauenreden in der Gemeinde denke; da sagte der gläubige Mann, den wir alle sehr schätzten: ‚Ich bin dagegen, daß Frauen reden. Aber ich bin dafür, daß der Heilige Geist rede.‘ Wie freute und ermutigte mich diese Antwort! Das war ja von Anbeginn mein Sehnen und Verlangen gewesen, daß allein Gottes Geist mich leite und mir Herz und Lippen öffne, zu nehmen und zu geben, wie es Gott gefällt.“

Besonderen Segen und einen klaren Anstoß, in dieser Richtung weiterzugehen, empfing Minna Popken im Jahre 1908 durch Pfarrer Stockmayer. Die erste Begegnung mit ihm hatte sich ihr besonders tief eingepreßt: „Als ich diesem Gottesmann in einer ersten Sprechstunde gegenüber saß, mußte ich ihm Bericht geben über mein seitheriges Leben und über meine Be-

kehrung. Dabei hörte er mich schweigend mit durchdringenden Blicken an, dann sagte er ohne weiteres: ‚Wir wollen beten‘, und ich kniete neben ihm nieder. Nie vergesse ich dieses Gebet. Es war das erstmal, daß ein Mann Gottes mit mir betete. Zuerst pries er den Herrn für sein Wundertun an uns Menschenkindern und dankte ihm in bewegten Worten dafür, daß er mich gefunden und heimgebracht habe; dann fuhr er wörtlich fort: ‚Und nun, Herr, binde deiner Magd die Hände, daß sie dir nicht dreinfährt, und wirf sie ins Gefängnis, damit sie dir nicht davonläuft!‘ Damals erstaunte und erschreckte mich dieses Gebet. Später aber erkannte ich, wie tief mich Stockmayer durchschaut hatte.

Von da an kam ich häufig nach Hauptwil, fast alljährlich bis zum Tode des seltenen Mannes, dem ich so viel verdanke, und dessen Wortverkündigung großen Einfluß auf mich gewonnen hat. Sie war dem so ähnlich, was ich selber in Gottes Schule erlebte: ‚Gott Geheiligte, Abgesonderte für ihn handeln nicht nach eigenem Programm und setzen ihre Kräfte nicht ein nach eigenem Ermessen; sie bekommen Tag für Tag ihr Programm vom König. Durch Stehen vor ihm lernen sie immer tiefer eindringen in seine Erkenntnis, sowohl durch Stunden stillen Verkehrs mit ihm wie durch angestrenktes Arbeiten in seinem Auftrag.‘ — ‚Das Licht ist uns dazu gegeben, daß es uns töte und zu neuem Leben erwecke, daß es uns löse von Menschenfurcht und von Furcht vor den Verhältnissen. Mit jedem Schimmer Licht binden uns neue Liebesseile an das Herz Gottes und an seinen Altar.‘ Solche und ähnliche Gedanken waren mir wie Heimatluft, wie etwas nahe Verwandtes; und mit großer Freude habe ich zu den Füßen dieses Mannes gesessen und seinen Worten gelauscht, die aus einer Tiefe und Reife kamen, wie ich sie sonst selten gefunden habe. Auch einigen seiner Mitarbeiter in Hauptwil verdanke ich viel. In einem Bibelkurs dort wurde mir die Knechtsgestalt Jesu so tief offenbart, daß ich sie in ihrer Niedrigkeit und der

darin verborgenen Herrlichkeit nie mehr vergessen konnte.

Als ich dann erkannte, daß die Verkündigung des Wortes Gottes mein Hauptberuf sein werde, fühlte ich die Lücken meiner Erkenntnis so deutlich, daß ich dachte, noch eine Bibelschule besuchen zu müssen. Stockmayer aber hielt mich energisch davon zurück: „Sie dürfen sich nicht mehr auf eine Schulbank setzen; lassen Sie sich weiter lehren vom Heiligen Geist!“ Wie gut war es, daß ich ihm gehorchte!

Gottes lebendiges Wort nahm zu unter uns: Eines Tages sagte mir Oswald Eymann, nachdem er etwa drei oder vier Jahre neben mir gearbeitet hatte, Gott rede auch zu ihm in seinem Wort. Da riet ich ihm, es mir jedesmal zu sagen, wenn er wieder Licht empfangen habe über eine Stelle der Heiligen Schrift, und dann veranlaßte ich ihn, in den Morgenandachten frei darüber zu reden. Anfangs war er sehr zaghaft und schüchtern; ich mußte hinter ihm sitzen und vorher wie nachher beten. Bald wurde er freier, und Gottes Geist begann durch ihn zu strömen. Es war oft sehr köstlich, was dieser schlichte, treue junge Mann zu sagen hatte. Er ging dann ebenfalls regelmäßig nach Hauptwil und wurde mit der Zeit ein guter Verkündiger des Wortes Gottes. Ich erinnere mich noch deutlich, wie Oswald einmal im Beisein jenes Pfarrers, der mir damals zum freien Reden verholfen hatte, eine Andacht hielt, und zwar so geistvoll und lebendig, daß der Pfarrer mich nachher überrascht fragte: „Wie kommen Sie denn zu diesem vortrefflichen Mitarbeiter?“ Ich aber hoffte und ersehnte, daß noch manche bei uns diese köstliche Gabe empfangen möchten. Und mein Hoffen war nicht vergebens. Echtes, tiefes Geistesleben ist aus den kleinen, armen Anfängen hervorgewachsen und hat vielen dazu gedient, das eine Notwendige zu erlangen, das alles andre ersetzt.“

Bei all diesem inneren Erleben war es im Rothaus auch äußerlich vorangegangen: immer mehr Kranke und Gäste fanden den Weg zu Minna Popken, auch

reiche Leute kamen, so daß sich die Verhältnisse schnell besserten und man allerlei Vergrößerungen vornehmen konnte.

In dieser Zeit geschah ein Doppeltes: einmal wurde Minna Popken durch den Präsidenten der Sanitätsbehörde geradezu offensichtlich in ihren Beruf, als Ärztin öffentlich tätig zu sein, hineingetrieben, und zum andern erbat und fand sie die nötigen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die ihr Gott ins Haus schickte.

Über beides zu lesen, ist mehr als beweglich: „Eines Tages — es war gegen Ende des fünften Sommers — kam der Besitzer des Rothauses ziemlich aufgeregt zu mir mit dem Bericht, ich sei ‚wegen unbefugter ärztlicher Praxis‘ schon vor einiger Zeit bei der Zuger Sanitätsbehörde verklagt worden, und man würde mir von dort aus wohl einmal ‚das Handwerk legen‘. Doch der Präsident habe mich bis jetzt verteidigt; ich solle diesem Herrn, der in Unterägeri wohne, doch einmal einen Besuch machen, um mich über diese Sache genau zu informieren. Mich regte diese Nachricht nicht sonderlich auf; sie kam mir eher erwünscht, weil sie doch Klarheit in meine Verhältnisse zu bringen schien. Ich ging sogleich damit ins Kämmerlein auf die Knie, den Herrn bittend, mir doch nun klare Leitung zu geben für meinen künftigen Beruf und dazu auch Menschen zu gebrauchen, gleichviel, ob sie mir wohl oder übel gesinnt seien. Von neuem gab ich mich hin, in voller Bereitschaft zu gehen, wohin er mich sende, sei es auch weg von dieser Arbeit, die mir trotz aller Schwierigkeiten doch schon ans Herz gewachsen war. Würde man sie mir verbieten, so wollte ich das als Zeichen annehmen, daß ich fortziehen müsse.

In voller Ruhe machte ich mich einige Tage später auf den Weg zu dem im Aegerital gut bekannten Präsidenten der Sanitätsbehörde. Der würdige alte Herr empfing mich freundlich mit den Worten: ‚Na, endlich finden Sie den Weg zu mir! Ja, ja, man hat Sie schon lange verklagt, und von Rechts wegen hätten Sie schon längst nicht mehr so arbeiten dürfen; aber sehen Sie,

ich stehe hinter Ihnen!' Als ich darauf ganz erstaunt sagte: ‚Aber Herr Sanitätsrat, Sie kennen mich ja gar nicht!‘ — tatsächlich sahen wir uns gegenseitig zum erstenmal —, da sagte er lächelnd: ‚O, wir beobachten Sie schon lange, Sie sind gut beleumundet im ganzen Aegerital, und überdies habe ich ja auch Ihre Studienausweise und Zeugnisse geprüft. Sie schaden niemandem; arbeiten Sie ruhig weiter, praktizieren Sie im Maße ihres Könnens! Ich stehe schützend und verantwortend hinter Ihnen.‘ Das hätte ich nicht erwartet; es kam mir so merkwürdig und nicht recht begreiflich vor, und kurz entschlossen fragte ich den alten Herrn: ‚Bitte — ach, verzeihen Sie diese Frage — wollen Sie mir nicht sagen, warum Sie mir gegenüber so handeln?‘ Da sah er mir fest in die Augen und sagte ernst: ‚Auf eine offene Frage gehört eine offene Antwort, und die sollen Sie haben: Ich interessiere mich sehr für das Aegerital, und es liegt mir am Herzen, daß diese schöne Landschaft bekannt und besucht werde; Sie aber bringen Leute hierher, und es werden durch Sie noch viele kommen. Sehen Sie, deshalb stehe ich hinter Ihnen und lasse Sie nicht fallen. Nun arbeiten Sie weiter hier im Tal, und wenn Sie eines Rates oder einer Stütze bedürfen, dann kommen Sie nur zu mir!‘

Nun befand ich mich auf realem, festem Boden, und während ich still heimwärts wanderte, da wußte ich: Das ist vom Herrn geschehen! Du hast hierzubleiben, und er wird dir deinen Beruf in klaren Linien vorzeichnen. Nun hatte ich Gottes Antwort auf all mein Harren und Fragen, und eine tiefe, dankbare Freude erfüllte mich.“

Aber das alles konnte Minna Popken unmöglich allein tun und ausführen. Darum wurde es ihre Bitte, Gott möge ihr die Menschen zuführen, die ihr wirklich eine Hilfe sein konnten; auch das geschah in wunderbarer Weise.

So erzählt Minna Popken weiter: „Etwa zwei Jahre hatte ich im Rothaus mit dem Einsatz aller meiner Kräfte gearbeitet, als mir die Last zu groß und die

innere Einsamkeit fast unerträglich wurde. Eines Morgens lag ich deshalb im Gebet vor Gott, ihn mit heißen Tränen anflehend, mir eine Gehilfin meiner Mühsal zu senden. Indes ich so betete, läutete der Briefträger; ich erhob mich schnell, trocknete die Tränen, die ich vor Dora verbergen wollte, — und empfing einen Brief aus Schlesien von einer mir unbekanntem Dame, die bei mir anfragte, ob ich ihre jüngste Tochter, die Johanniterschwester sei, als Mitarbeiterin bei mir aufnehmen wolle. ‚Ehe sie rufen, will ich antworten‘, hat der Herr gesagt. Aber wie ging dies hier zu, und was bedeutete es? Ganz einfach und natürlich begab es sich und doch so göttlich, daß ich staunend davor stand, als es mir nach und nach bekannt wurde.

Ein Brief von mir war auf Umwegen in die Hände einer Münchener Malerin gekommen. Es war dies die als Studentemutter bekannte, mir später so liebge-wordene ‚Tante Lis‘ von Scheve. Sie hatte sich für die Gedanken, die ich in jenem Brief aussprach, begeistert und ihn deshalb weitergeschickt an ihre Verwandten in Schlesien, und damit kam er in die Hände der Dame, die eine Arbeit wie die in meinem Hause für ihre Tochter suchte. Auf diese Weise kam Vally von Scheve zu mir. Sie wurde meine erste Krankenpflegerin, hat treu und tapfer die Mühsal der ersten Zeit mit mir getragen, und heute noch, nach mehr als dreißig Jahren, verbindet mich eine innige Freundschaft mit ihr. Ein halbes Jahr später kam, zunächst als Patientin, ihre älteste Schwester zu mir, die nächher jahrelang meine Hauptmitarbeiterin war. Käthe von Scheve nahm mir mit der Zeit die Führung der Haushaltung ab und arbeitete mit mir in der Verkündigung des Wortes Gottes und in der Seelsorge.

Auf ähnliche Weise kam es zu noch einer Verbindung. An Heinrich Schwalb, den schon erwähnten Sohn meines alten Freundes, hatte ich einmal ausführlich geschrieben, was aus mir geworden war. Ich schilderte in dem Brief unser Leben im Rothaus, mein Hoffen und Warten auf weitere Leitung von oben und mein

Sehnen, ganz nur für Gott und sein Reich mich einzusetzen. Der junge Idealist konnte den Brief nicht für sich behalten, sondern gab ihn in Davos, wo er ja wohnte, ohne mein Wissen weiter. Da kam er in die Hände der Familie Krische; der Vater, von Beruf Bäckermeister, war wegen Erkrankung seiner Frau mit der Familie nach Davos gezogen, wo er ein Nahrungsmittelgeschäft betrieb. Durch den Dienst eines Gottesmannes war er hier zum Glauben gekommen und sehnte sich nach irgendwelcher Betätigung im Dienst der Inneren Mission. Da seine Frau inzwischen gestorben war, hielt ihn nichts mehr in Davos, und er kam auf jenen Brief ins Rothaus mit seiner Tochter Erna, die er mir zunächst als Patientin anvertraute. Vater Krische und seine Tochter wurden Mitbegründer des Werkes, das nun entstehen sollte, und haben fast zwei Jahrzehnte lang mit mir an ihm gedient. Erna Krische wurde mir bald schon wie eine Tochter aufs Herz gelegt. Sie war eine klare, starke Persönlichkeit, eine lautere Seele, die nach ernstestem Kämpfen den Weg absoluten Glaubens fand. Um sie zu vollenden, mußte Gott sie durch tiefe Leiden führen. Erna hatte schwere Gicht, die trotz allen Kampfes dagegen nach und nach eine fast vollständige Lähmung bewirkte. Aber auf ihrem peinvollen, beinahe dreißig Jahre dauernden Krankenlager ist sie vielen zum Segen geworden durch die tapfere Gottgelassenheit, mit der sie ihre Leiden trug, und vor allem durch ihre treue Fürbitte, in der sie auch mir oft wertvollen Dienst geleistet hat.“

Als die ganze Arbeit so wuchs, wurde Minna Popken ein Gedanke ins Herz gelegt, der sie schon länger bewegt hatte und nun zur Tat werden sollte: ein Haus für tätige Diakonie zu gründen. Ihr Plan wurde und war: ein Werk zu schaffen, Menschen zu rufen und zu sammeln, die bereit sein müßten, den gestellten Aufgaben an Kranken, Schwachen, Verirrten und Suchenden jeglicher Art nachzukommen. „Alle Hauptposten des äußeren Betriebes sollten in Händen von Diakonissen und Diakonen liegen, die sich eine Jungschar heran-

bilden würden für das Leben in Gott und für einen Dienst im Gehorsam des Glaubens. Ein weiterer Freundeskreis aber, der nach und nach zu gewinnen wäre, sollte die Arbeit ideell und finanziell unterstützen.

Als ein hohes christliches Ideal stand meine Dienstberufung vor meinem inneren Auge. Damals wußte ich nicht, wieviel menschlicher Idealismus sich dabei noch einmischte, und wie manche meiner hohen Pläne mir der heilige Gott noch zerschlagen würde. Aber wie etwas Schöpferisches, das zur Gestaltung drängte, lagen diese Gedanken und Pläne in mir. Und voll Glaubenszuversicht ging ich daran, sie zu verwirklichen, wohl wissend, daß ich geraume Zeit dafür gebrauchen würde.

Ich verfaßte nun eine kleine Schrift, in der ich alles niederlegte, was ich im Herzen trug. Etwas ungestüm und ungeschickt suchte ich darin meine Ideen gleich auch zu organisieren. Diese Schrift verteilte ich unter denen, die gerade im Hause weilten. Sie fand sehr warme Aufnahme.

Etliche Schweizer Freunde verpflichteten sich sofort zu Geldbeiträgen. Da ein solches Werk, wie es uns vor Augen stand, in der Schweiz noch nicht existierte, lag ihnen daran, daß es zu dieser Gründung käme. Und schon am Abend des Tages, an dem mein innerer Auftrag bekannt wurde, waren fünfundsechzigtausend Franken dafür gezeichnet. Nach einigen Wochen schon lagen einhunderttausend Franken auf einer Züricher Bank für das zu gründende Kurhaus bereit. Auch Zahlen reden ihre deutliche Sprache, oft eindringlicher noch als Worte.

Nun hieß es ans Werk gehen. Da gab es viel zu planen und vorweg zu organisieren. Wir brauchten nicht zu eilen; denn für mehr als zwei Jahre war das Rothaus noch gemietet. So konnten wir ruhig und besonnen vorgehen. Ich machte eine größere Reise durch Deutschland, um mir einige Kenntnis moderner Kurhäuser mit naturgemäßer Lebensweise zu verschaffen, und besuchte die Anstalt Jungborn von Dr. Just am Harz,

die große adventistische Anstalt Friedenshort bei Magdeburg und Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch bei Dresden. Mit mancherlei Eindrücken beladen kam ich zurück, und das war nun wirklich ein Heimkommen, denn fortan sollte die Schweiz mir ja zur bleibenden Heimat werden.“

Und diese Sprache verstand Minna Popken als Sprache Gottes und — — handelte weiter im Gehorsam. Auf diese Weise kam es zur Gründung der später so bekannt gewordenen Kuranstalt Ländli.

Wunderbare Glaubensbestätigungen bei der Gründung und beim Bau des „Ländli“

Drei besonders auffallende Gebetserhörungen und Glaubenserfahrungen durfte Minna Popken gerade bei der Gründung und dem Bau des neuen Werkes machen. Sowohl der Ankauf des Landes wie die Geldbeschaffung für den Neubau waren klare Führungen Gottes, aber auch die neue Bestätigung als Ärztin durch die Sanitätsbehörde (nach dem Tode des alten Präsidenten).

Minna Popken hatte mit ihren Freunden im Aegerital einen schönen Platz ausfindig gemacht, der für ihren Plan besonders geeignet war. Aber sie erfuhr, er wäre nicht käuflich. Da kam sie auf einer Fahrt durch die Gegend mit dem Besitzer zusammen und — — er bot ihr das Grundstück zum Kauf an. Das ging so zu: „Ich hatte“. so erzählt sie, „mit diesem Manne während meiner ersten Zeit im Rothaus ärztlich zu tun gehabt. Damals war er als erster Patient aus dem Aegerital mit einer hochgeschwollenen Hand zu mir gekommen. Er hatte eine Maus fangen wollen, war dabei ausgeglitten und hatte sich eine arge Verstauchung zugezogen. Da der Bauer die andere Hand bei einem Unfall verloren hatte und schon jahrelang eine Prothese trug, war er durch diese neue Verletzung recht hilflos und daher dankbar, eine sachgemäße Behandlung zu finden. Als er um die Rechnung fragte, erbat ich statt dessen eine Fuhre schö-

ner Steine zur Einfassung meiner Gartenbeete. Während der Behandlung, die allerlei Gespräche mit sich brachte, gewann ich von ihm den Eindruck eines gutgesinnten, soliden Mannes, und er lernte auch mich und meine innere Stellung ein wenig kennen. Seither bestanden freundliche Beziehungen zwischen uns. Wir sahen uns dann und wann im Postwagen oder im Dorf.

So traf ich ihn auch jetzt wieder auf einer Fahrt von Zug herauf und brachte meine Frage an. Er war sichtlich überrascht, daß wir Land zu kaufen suchten, und lud mich ein, doch in diesen Tagen einmal zu ihm zu kommen. Es schien mir, als wolle er sich im Postwagen nicht weiter auslassen. Ich ging also zu ihm, und dort im Ländli erfuhr ich folgendes: Der noch rüstige Mann, der seit einigen Jahren Witwer war, wollte sich wieder verheiraten mit einer Witwe, die ebenfalls ein Bauerngut besaß, das sie nicht aufgeben wollte. Da seine Söhne nach Amerika ausgewandert waren, sei er genötigt, das seine zu verkaufen. Es sei ein Käufer da: ein Arzt aus Schwyz; der wolle ein Kindersanatorium dort bauen. Der Kaufvertrag läge schon seit Wochen fertig, aber er könne sich nicht entschließen, ihn zu unterschreiben. Dann sagte er in seinem treuherzigen Aegeri-Dütsch: ‚Lueged Si, mini Famili läbt sid meh als hundert Johre do uf dem Guet, und jetzt sölls i fröndi Händ chu? Das wird mir schwär. Dä Tokter ischt schu rächt, er zahlt au, was mueß si; aber ich känne ihn nüd. Ja, wann Sie's chaufe täted — das wär öppis anders: Sie känne-n-ich.‘ (‚Sehen Sie, meine Familie lebt seit mehr als hundert Jahren hier auf dem Gut, und jetzt soll es in fremde Hände kommen? Das wird mir schwer. Dieser Doktor ist ja recht, er zahlt auch, was notwendig ist; aber ich kenne ihn gar nicht. Ja, wenn Sie es kaufen würden, das wäre etwas anderes; denn Sie kenne ich.‘) Da wurde es mir seltsam zumute, wie Schicksalswehen berührte es mich.

Hierauf durchwanderte der Bauer mit mir das ganze ‚Ländli‘-Grundstück. Ich fand es sehr schön, mit prächtiger Aussicht auf See und Berge. Vier Bächlein riesel-

ten hindurch zum Aegerisee, und ein passender Hügel für ein Hauptgebäude lag in der Mitte. Die sanft ansteigende Halde, jedem Sonnenstrahl ausgesetzt, würde sich vortrefflich eignen für meine Kuren. Und welch ideal schönes Luft- und Sonnenbad ließe sich anlegen auf einem romantischen Plateau an der obersten Grenze, die achthundert Meter überm Meer liegt! Mir klopfte das Herz vor Freude. Sollte Gottes Weg uns hierher führen? Sah es nicht so aus? Hatte der Ländliwirt darum so lange gezögert, dem fremden Manne seinen Kaufvertrag zu unterschreiben, weil wir uns auf diesem schönen, geschützten, fruchtbaren Stück Erde anbauen sollten? — O Gott, wie wunderbar sind deine Wege!

Aber nein, vielleicht war es doch nur ein Herzenswunsch von mir — solch großes Gut konnten wir ja weder bezahlen noch bewirtschaften! Ich sagte es dem Bauern; da erklärte er sich bereit, mir auch nur einen Teil des Gutes zu verkaufen und für das übrige Vorkaufsrecht zu geben. Ich sollte aussuchen, was mir am besten passe. Da bezeichnete ich ihm kühn das schönste Stück, zwischen zweien der Bäche gelegen, in dessen Mitte der Hügel sich erhob, der mir für das Hauptgebäude so gut zu passen schien, und dessen obere Grenze das herrliche Plateau fürs Luftbad bildete. Der Besitzer ging sofort auf meinen Wunsch ein.

Den Preis, den er verlangte, fanden die Geschwister für den großen Platz nicht zu hoch. Oswald triumphierte, und Erna bot mir sofort die ganze Kaufsumme an, die genau ihrem Vermögensanteil vom Vater her entsprach. War das alles nicht göttliche Antwort genug? Oder handelten wir nicht doch nach den Wünschen unserer Herzen? Ich zögerte noch einige Tage, Gott inständig bittend, unsere Pläne zu durchkreuzen, wenn es nicht nach seinem Willen sei, uns dorthin zu führen. Aber der Weg blieb frei. Da unterschrieb ich den Kaufvertrag. Es war im März 1908, nachdem ich vier Jahre lang im Rothaus gearbeitet hatte. So kamen wir zu dem ‚Ländli‘, dem schönsten Stück Land am Aegerisee.

Nach einigen Jahren schon war das ganze Anwesen in unseren Händen. Nach und nach wurde sogar noch Nachbargut hinzugekauft, und heute (dreißig Jahre später) ist der Grundbesitz der ‚Kuranstalt Ländli‘ — diesen Namen ließen wir für das Werk bestehen — mindestens doppelt so groß wie das damalige ganze Ländligut. Kleine Ursachen, große Wirkungen! War es nicht eine kleine Maus gewesen, die sich nicht fangen ließ? War das Unheil, das sie angerichtet hatte, nicht Ursache der Sympathie des Ländliwirtes geworden, die letzten Endes zu diesem Kauf führte? Ja, wahrlich: ‚Es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen.‘“

Aber der Platz allein genügte ja nicht, jetzt mußte das Geld beschafft werden, damit man das Haus bauen könne. Manches Geld kam schon durch Freunde und Bekannte ein, und man konnte darum mit dem Bauen beginnen. Aber — — mitten in das fröhliche Arbeiten hinein kam eine große Sorge. Minna Popken erfuhr, daß keine Bank mehr Geld geben wolle. „Die Herren von der Bank begründeten ihre Weigerung damit, daß das Unternehmen in den Händen einer ‚etwas phantastischen Frau‘ liege, und man könne noch nicht absehen, was daraus werden würde. Was war nun zu machen? Das Baugeld reichte nur noch bis zum Herbst jenes Jahres.“

„Da aber“ — so erzählt Minna Popken weiter — „wurde es mir im Gebet gezeigt, daß ich mich ganz persönlich an den Direktor der Zuger Kantonalbank wenden und ihn um einen Besuch bitten solle. Ich tat es mit Einwilligung der Freunde sofort und erhielt von ihm eine höfliche Zusage.“

Der Tag des Besuches kam heran. Ich sollte allein mit diesem Herrn reden, aber es wurde mir sehr bange zumute; denn es war das erstemal in meinem Leben, daß ich mich mit einer Bankangelegenheit befassen und mit einem Bankdirektor verhandeln sollte. Ich lag vor Gott und fragte ihn, wie das zu geschehen habe, und was ich sagen müsse. Da hieß es ganz deutlich in

mir: die Wahrheit. Als ich dann dem würdigen alten Herrn gegenüber saß, der gemessen und reserviert, aber nicht unfreundlich mir zuhörte, war sofort alle meine Ängstlichkeit vorüber. Vollkommen offen schilderte ich ihm die Arbeit, die ich bisher getan, und das Werk, das ich mit dieser Anstalt zu gründen hatte, als eine Sache des Glaubens und des Gebets. Ich wußte damals noch nicht, daß ich es mit einem frommen Katholiken zu tun hatte, der mich besser verstand, als ich es ahnte. Später erfuhr ich, daß die Herren von der Bank mit den Herren von der Sanitätsbehörde befreundet seien, und wahrscheinlich hatte der Präsident der letzteren den Bankdirektor für mich interessiert. Das alles war mir bei dieser Unterredung aber noch verborgen. Nachdem ich das Notwendige berichtet hatte, legte ich dem Direktor meine Bücher vor, die sehr einfach, aber exakt geführt waren, und die eine kleine Bilanz der drei letzten Betriebsjahre enthielten. Dann zeigte ich ihm unsere Betriebsräume in ihrer Enge und lud ihn darauf ein, mit mir auf den Bauplatz zu kommen.

Es war ein strahlend schöner, goldig-blauer Oktobertag, und während wir am Ufer des Sees entlanggingen, merkte ich, daß mein Begleiter ein großer Naturfreund und stolz auf seine Heimat, das Zugerland, war. Als das neue Haus auf dem Hügel in Sicht kam, da wurde der alte Herr sehr lebhaft: ‚Ah, das ist ja Zuger Stil, in dem Sie da bauen! Ein echtes Aegeribauernhaus in prächtigem Format! Das ist Heimatschutz! Wie mich das freut!‘ Und während wir hinanstiegen, ließ er weiter seine Ansichten darüber aus, wie es ihn immer schmerze, wenn solch eine schöne Gegend durch Bauten in falschem Stil verunziert werde. Dann stieg er mit mir durch alle Räume des Rohbaues, den ich ihm erklären mußte. Ganz unvermittelt fragte er mich: ‚Wie kommen Sie denn zu Ihren Mitarbeitern?‘ — ‚Auch das ist Sache des Gebets und des Glaubens, Herr Direktor.‘ — ‚Ja, soweit es möglich ist, werden wir alle ohne Unterschied berücksichtigen, die zu uns kommen wollen.‘ Dann sind wir langsam zurückgewandert. Mitten

auf dem Weg aber blieb er plötzlich stehen und fragte mich: ‚Wieviel Geld brauchen Sie noch, bis alles fertig ist dort oben?‘ Ich sagte: ‚Einhundertundfünfzigtausend Franken.‘ — ‚Das wird etwas knapp sein für das Format, in dem Sie bauen. Ich biete Ihnen von meiner Bank zweihunderttausend an, als erste Hypothek zu dem üblichen Zinsfuß.‘ Ich sagte: ‚Das ist mir recht; wollen Sie dann bitte die Formalitäten besorgen?‘ Das war kurz, kühl und sachlich abgemacht; aber mir klopfte das Herz dabei, und ich mußte an das Schriftwort denken: ‚Gold und Silber sind mein, spricht der Herr.‘ Bezog sich das nicht auf die Gelder der Bank? Ja, freilich, die ganze Erde ist des Herrn, und es kommt nur darauf an, alles und jedes von ihm zu erbitten und aus seiner Hand dankbar anzunehmen. Aber der Herr gibt nicht, wie die Welt gibt. Er will gebeten sein auch um solches Gold und Silber, das auf Banken liegt. Ihm allein gebührt die Ehre für dieses so auffallende Erlebnis. Einundeinhalb Jahre später, als der Bau vollendet und der Betrieb im Gange war, kam der Direktor mit dem Bankrat, um alles zu besichtigen. Bei dieser Gelegenheit bot er mir unter vier Augen noch einen Blankokredit an, ‚damit Sie unbesorgt arbeiten können.‘“

Nach diesen zwei besonders schönen Erfahrungen überrascht uns die dritte kaum noch. Der Leiter der Sanitätsbehörde, der Minna Popken so besonders gut gesonnen war, ging plötzlich in die Ewigkeit. Was sollte nun werden? Minna Popken war doch etwas in innerer Not, wie es weitergehen würde. „Ich wußte, daß einige Herren dieser Behörde mir nicht wohlgesinnt waren. Würde ich hier weiter praktizieren dürfen? Das war eine ernste Frage für das junge Werk. Was war da zu tun? Ich tat zunächst gar nichts anderes, als im Glauben und Vertrauen auch diese Not vor dem Herrn auszubreiten. Dann meldete ich mich schriftlich bei dem Nachfolger des Verstorbenen, der in Baar wohnte, und bat ihn um eine Unterredung. Sie wurde mir gewährt, und ich machte mich betend

auch auf diesen Weg. Der Doktor war unvorhergesehen zu einer Geburt gerufen, die ihn festhielt, so daß ich wieder abfahren mußte, ohne ihn gesprochen zu haben. Aber auch dieser Umstand diente mir zum Besten. Seine Frau empfing mich, und ich konnte etwa eine Stunde lang mit ihr reden. Ich fand in ihr eine feine, für das Frauenstudium sehr interessierte Frau, deren Wohlwollen ich, wie ich bald bemerkte, gewinnen durfte. Ich schilderte ihr meine Lage und bat sie, bei ihrem Mann ein gutes Wort für mich einzulegen.

Längere Zeit erfuhr ich nichts weiter. Eines Tages wurde mir dann der Besuch der Zuger Sanitätsbehörde gemeldet. Vier mir unbekanntere ältere Ärzte standen vor mir, unter ihnen der Kantonsarzt, der Gerichtsarzt und der Präsident. Sehr förmlich und kühl begegneten mir die Herren, ließen sich den Betrieb schildern und nahmen Einsicht in mein ärztliches Journal. Der Kantonsarzt meinte kritisch: „So, derartig schwierige Fälle behandeln Sie hier auch?“ Als ich den Herren die Anstalt zeigte, ergab sich ein unbeachteter Moment, in dem mir der Sanitätspräsident auf die Schulter klopfte und leise und schnell sagte: „Meine Frau läßt Sie grüßen; seien Sie unbesorgt, ich stehe für Sie ein!“ Was wollte ich mehr? Ich dankte im stillen dem treuen Gott, aus dessen Hand ich auch diese neue Hilfe annahm.

Einige Male haben die Herren mich noch offiziell besucht. Nach und nach wurden sie mir freundlich gesinnt, schickten mir auch Patientinnen, die gute Kuren machten, und schließlich kamen sie zur Kontrolle nicht mehr. Ich hatte mich mit dem Dorfarzt, Dr. Waeber, in Verbindung gesetzt, der einmal in der Woche zu Konsultationen heraufkam, und mit dem ich schwierige Fälle besprach. Wir haben etwa zwölf Jahre lang sehr gut und kollegial miteinander gearbeitet. Ich lernte ihn als einen gewissenhaften Arzt schätzen. Als ich nach zweiundzwanzigjähriger Tätigkeit im Aegerital meine Praxis niederlegte, wurde er leitender Arzt in der Kuranstalt Ländli.

Mit tiefer Dankbarkeit denke ich an dies alles zu-

rück sowie an die gütigen Männer und Frauen, die mir zur Seite gestanden haben, und danke dem Herrn, ‚der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche‘.“

So kam es dann am 8. Januar 1911 zu einer ernstfröhlichen Einweihungsfeier, und freudig bewegt stand Minna Popken vor der Vollendung dieses von Gott erbetenen Baues.

Sie schreibt darüber: „Die Wogen des Dankes und der Freude gingen hoch, und ein ‚Ländlied ohne Worte‘ tönte in manchen Herzen, auch in dem meinen — besonders als der Frühling kam und die Gartenanlagen gemacht wurden, die meine besondere Liebhaberei waren. Diese Freude! Jeder Blumenschmuck, sorgfältig ausgewählt, einheitlich gruppiert, redete seine liebliche Sprache. Alles war erbetet, zuvor innerlich geschaut — so entstand eine Pflanzung nach der andern in dem schönen Garten, im Luftbad, im ganzen prächtigen Gelände. Eine Schaffenslust ohnegleichen erfüllte mich und verlieh mir fast übernatürliche Kräfte. Das ganze erste Jahr im ‚Ländli‘ stand unter diesem Hochschwung des Gelingens: Ein großes Freuen lag über dem jungen Werk, das von den in immer größerer Zahl kommenden Gästen geteilt und vermehrt wurde.“

Vierzehn Jahre treue Arbeit als Leib- und Seelsorgerin

Das ist in wenigen Worten der Inhalt der weiteren Jahre dieser gottgesegneten Christin: Minna Popken hat vierzehn Jahre als Hausmutter, Ärztin, Seelsorgerin im „Ländli“ gearbeitet und ist ungezählten Menschen nach außen und innen zum Segen geworden. Ihre Hauptaufgabe war die ärztliche Betreuung von meist über hundert und mehr Kranken, aber alles stand immer in Verbindung mit der regelmäßigen Verkündigung des Evangeliums, das ihr so groß und lieb geworden war. Es ist kennzeichnend und sicher rich-

tig, wenn sie über diese ganzen Jahre die Worte schreibt: „Im Schweiß des Angesichts“, es war wirklich unendlich viel Mühe und Arbeit, es ging wahrlich durch viel Not und Anfechtungen hindurch; aber sie durfte Menschen helfen, nach Leib und Seele zu gesunden. Ein einziger Tag sei durch sie selbst beschrieben, dann ahnen wir, was in diesen Jahren geleistet und geopfert, wieviel Freude aber in dem allen geschenkt und erlebt wurde:

„Mein Tagewerk im ‚Ländli‘ war mühevoll und oft recht schwer. Es begann in den ersten Jahren früh um sechs Uhr und dauerte — wenn ich spät noch Kranke zu besuchen hatte, um sie zu beruhigen — bis in die Nacht hinein.“

„Es gab viele Konsultationen, Untersuchungen, Kurverordnungen und Behandlungen neben seelsorgerlichen Sprechstunden, Andachten und Bibelstunden. Auch ärztliche Berichte, berufliche und seelsorgerliche Briefe waren zu erledigen, und was sonst alles mit einer Anstaltspraxis verbunden ist.“

„Das Höchste und Beste im ‚Ländli‘ war und blieb der Dienst am Evangelium, der unserer äußeren Arbeit beseligende Kraft verlieh. In der Frühe hielt ich eine gründliche Bibelbetrachtung mit der gesamten Mitarbeiterschaft. Um einhalb acht Uhr war eine kurze Andacht für Schwache und Leidende, und nach dem Frühstück fand eine Bibelstunde zur Vertiefung des inneren Lebens statt, die Käthe v. Scheve und später Maria Buß mit mir abwechselnd hielten. Da durften wir von ewigen Dingen etwas sagen, das nicht erdacht und erarbeitet, sondern uns von Gott geschenkt war. Dann wirkte das Leben selber unter uns, das einst vom Himmel kam, der Welt das ewige Licht zu bringen und Gottes Reich zu bauen auf dieser dunklen Erde. Das waren tief erquickende Stunden.“

Nach der Bibelbetrachtung ging es in die Turnstunde; denn ich wollte vermeiden, daß innerlich Empfangenes gefühlsmäßig oder gedanklich verarbeitet würde. Manche wären jetzt gern in die Stille gegang-

gen; aber ich ließ es nicht zu und pflegte zu sagen: ‚Was als lebendiger Same in unsere Herzen gefallen ist, das wächst unter Gottes Gnade ohne unser Zutun. Das andere wollen wir nur ruhig wieder herunterturnen, so bleiben Leib und Seele gesund.‘ Die Turnstunden waren obligatorisch, jahrelang leitete ich sie selber. Da war es nicht zu vermeiden, daß in der Turnpause tiefinnerliche Fragen an mich gestellt und Gespräche mit Bezug auf die Bibelstunde geführt wurden; nachher aber hieß es: ‚Nun wird weitergeturnt!‘ Ich ließ den Kranken nicht viel Zeit, über sich selber nachzudenken. Von Krankheiten und Beschwerden untereinander zu reden, war unseren Gästen streng verboten. Alles dieses in die Praxis umzusetzen, brauchte viel körperliche und seelische Kraft von meiner Seite.“

„Ich arbeitete in den Jahren meiner Ländlizeit tatsächlich ‚im Schweiß des Angesichts‘, aber dennoch frohen Herzens, mit stetem Aufblick auf den Herrn, aus dessen Hand ich alle Morgen von neuem die Arbeit auf mich nahm. Und seine Gnade hat mich festgehalten.“

Selbstverständlich aber blieb es bei einer solchen reichen und schweren Arbeit nicht aus, daß die Kräfte Minna Popkens früher erlahmten, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Im Jahre 1925 (sie war erst 58 Jahre alt) gingen ihr zum ersten Male Gedanken durch den Sinn, die Arbeit doch in andere Hände zu übergeben, weil sie sie äußerlich und innerlich nicht mehr so leisten konnte, wie es gut gewesen wäre. Es kam dann zu vielfachen Verhandlungen, wer nach Gottes Willen die ganze Arbeit übernehmen sollte, und zuletzt wurde es Minna Popken völlig klar, dem Leiter des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes in Marburg, Pfarrer Krawielitzki, die ganze Arbeit zu übergeben. Im November 1925 fand die große und reiche Arbeit im Ländli für Minna Popken ihr Ende.

Stiller Lebensabend und Heimgang

Vom „Ländli“ ging es nach Schönenberg (Kanton Zürich). Es war aufs neue eine klare Führung Gottes, daß Minna Popken dieses Plätzchen für ihre letzten Lebensjahre fand. Hier wurde ihr das zuteil, was sie seit langem ersehnt hatte: Einsamkeit und Stille. Gewiß blieben auch gerade deswegen Anfechtungen nicht aus (der Feind war vielfach auf dem Plan, sie zu beunruhigen), trotzdem hat sie hier schöne und gesegnete Jahre verbringen dürfen. Eine Zeitlang kamen auch mancherlei Rufe aus Deutschland, auf Bibelkursen und durch Bibelstunden mit dem Evangelium zu dienen; aber das war nur vorübergehend. Es hat ihr viel Not und Freude bereitet. Aber die meiste Zeit hat sie in Schönenberg zugebracht. Sie durfte diese ihre „Abendsonne“ (wie sie es nannte) weiter ausbauen und auch für Gäste einrichten. Dadurch gab es neuen Dienst an Menschen, der ihr die letzten Lebensjahre reich ausgefüllt hat. Sie vertiefte sich auch für sich selbst immer mehr in Gottes Wort, und viele neue Wahrheiten wurden ihr erschlossen (sie hat davon in ihrem Buch „Unter dem siegenden Licht“ vieles weitergegeben). Die größte Freude war es für sie, wenn sie das weitergeben konnte, was ihr groß geworden war.

Über ihr Älterwerden und Alter finden sich die schönen Sätze in diesem zweiten Band ihrer Lebensbeschreibung: „Immer klarer zeigte mir Gottes Wort, wie die ganze, scheinbar so verworrene Menschheit mit ihrer Qual und Schuld und Leidenschaft dennoch umfaßt und getragen wird von der Liebe Gottes, der sein Ziel mit den Menschen nie aus den Augen läßt. Das gibt mir Glauben und Hoffen und Lieben für jeden Menschen, wie gottfern er mir auch zu sein scheint. Solches Durchschauen und Verstehen stillte mein Herz über manches, das mir in jüngeren Jahren Zorn oder Abscheu erzeugt hatte. — Ja, schön ist's, alt zu sein und mit immer stillerem Sinn und hellerem

Blick das Getriebe der Welt zu betrachten und die Ewigkeit hineinleuchten zu sehen in die Zeit! — Darunter verlieren auch die Beschwerden des Alters viel von ihrer Bitternis. Selbst Dinge, in die sich wohl keiner ohne Wehmut schicken kann, gewinnen nach und nach ihre tiefe Bedeutung, und manches Versagen findet Trost und Ersatz im Worte Gottes.

So ist es mir zum Beispiel bitter schwer geworden, als mein Herz schwach und meine Knie steif wurden, so daß ich nicht mehr kniend beten konnte. Es schien mir, als hätte ich die einzig richtige Stellung im Reden mit Gott dadurch verloren. — Und viel schwerer noch wurde mir eine langsam zunehmende Gebetsschwäche. — Ich leide immer mehr unter mangelhafter Konzentration, und mein Beten wird wortärmer und mühseliger. — Aber — Gott sei Dank! — es braucht der Worte nicht, um an den Thron der Gnade zu gelangen, wo unser Hohepriester unaufhörlich für uns amtiert. Ein Beten im Herzen, ein Seufzen im Geist, ein Aufblick im Glauben ist oft schon genug, um dort zu weilen, wo unaufhörlich das Wunder der Sündenvergebung und der Umwandlung geschieht.“

„So erging es auch mir, und ich darf bekennen: Es ist wirklich schön, alt zu sein! — Das sage ich nicht nur im Blick auf die äußeren Verhältnisse, die in meinem Fall ja denkbar günstig waren. Ich sage es auch nicht nur im Blick auf die körperlichen Beschwerden, die das Alter meist mit sich bringt, und die auch mir in nicht zu geringem Maße zugemessen sind. Sondern ich sage es mit tiefer Überzeugung vom Altsein an sich, das viel köstlicher ist, als wir es im Altwerden uns gewöhnlich vorstellen.“

In ihren letzten Lebensjahren machte Minna Popken noch eine besondere äußere und innere Not durch, weil plötzlich in einer Sonntagsnacht ihr Haus angezündet wurde und fast völlig abbrannte. Wohl wurden alle Bewohner gerettet, aber das Haus selbst wurde ein Raub der Flammen, vor ihren Augen ging beinahe alles im Feuer auf Selbstverständlich wurde ihr das

alles zu mehr als einem Gleichnis. Sie nennt es ein „leuchtendes Finale“ und schreibt darüber: „Ein merkwürdiges, fast rätselhaftes Erleben hatte ich in jener Nacht, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Ich sah das alles mit hellwachen Sinnen: die lodernden Flammen, den Feuerschein hinter den Fenstern, den Rauch und die Wasserstrahlen, hörte das Rufen, Laufen, Arbeiten der Männer, sah viele Menschen herumstehen und wußte genau, um was es ging. — Aber kein Schrecken und Entsetzen, kein Kummer, keine Trauer, keine Verzweiflung regte sich in mir. Wie kam das nur? War es die Apathie des Übernommenwerdens? Nein! Bald schon merkte ich, daß ich das alles in den zwei verschiedenen Welten erlebte: in der sichtbaren und in der unsichtbaren Welt. — Was da in Sichtbarkeit vor sich ging, erschien mir wie ein leuchtendes Finale dessen, was vorher war, aber ferngerückt, gleichsam am andern Ufer meines Lebensstromes geschah das alles. — Die unsichtbare Welt dagegen war mir lebensnah gegenwärtig. Ich spürte die Nähe Gottes, und: ‚Christus in uns, das herrliche Geheimnis‘ war mir wunderbar real. — Wohl reckten im Hintergrund sich finstere Mächte empor, aber Engelwacht schien uns zu umgeben, um keinen Schaden an uns herankommen zu lassen.“

Bis zum Wiederaufbau fanden alle eine vorübergehende Bleibe bei lieben Nachbarn, die sie aufnahmen. Dort ging es zu „wie in der Urgemeinde“. „Es war ein großes, starkes Erleben bei dem allem, das zwar die Körperkraft verbrauchte, die Seele aber in Frische und Spannkraft erhielt. — Trotz der Enge und dem Gedränge war unser Zusammenleben in der kleinen Schöpflwohnung schön. Jedes von uns hatte Wertvolles eingeübt; aber niemand klagte, und keiner sagte von seiner Habe. Wir hielten alles gemein und verteilten fröhlich untereinander, was gegeben wurde. Morgens wurde ein Gotteswort gelesen und gebetet, und jeder tat willig und freudig das Notwendige, obgleich es meist mühselige und schmutzige Arbeit war. Am Abend

kamen alle in mein Zimmer. Dann lasen wir miteinander die teilnehmenden Briefe, die alle Tage einliefen, darauf noch ein Gotteswort, beteten und gingen dankbar zur Ruhe.“

Gerade auch dies letzte starke Erleben brachte Minna Popken nur noch näher zu ihrem Herrn und bereitete sie für ihr Ende zu. So faßt sie alles zusammen: „Das Haus können sie uns anzünden, unsere Habe kann uns geraubt werden, aber was Gottes Gnade uns von ihm selber geschenkt hat, kann niemand uns rauben. Es bleibt unverlierbares Gut und wird durch alle Not hindurch nur vertieft und vermehrt. — Sollten wir da den Raub unserer Güter nicht freudig erdulden? —“

„Ist nicht jeder Ausgang und Eingang und jeder Neuanfang auf Erden Gleichnis und Zubereitung für den Ausgang aus diesem Leben und für den Eingang und den Neuanfang in der weiten, lichten Ewigkeit? — Wie neu, wie ganz anders wird es dort für uns sein — und doch so liebevoll bereitet, so sinnvoll geordnet, wie kein Erdgeborener es auszudenken vermag! —

O Herr des Lebens, mach's mit unserm Ende gut und schenk uns einen seligen Eingang in die ewigen Hütten!“

Dies Gebet ist dann auch in schöner Weise in Erfüllung gegangen:

Die letzten Wochen ihres Lebens hat Minna Popken im Krankenhaus Bethanien in Zürich verlebt, treu und sorgfältig von den Schwestern gepflegt. Bis zuletzt war sie bemüht, den Seelen ihrer Umgebung zu dienen. Doch mußte sie beim raschen Zerfall ihrer Kräfte bald sagen: „Ich kann nicht mehr. Aber sie sollen meine Bücher lesen. Ich habe alles ganz klar gesagt. Ich habe nichts zurückbehalten in meiner Seele.“

Eins war ihr auch in dieser letzten Zeit das Schönste: der Name Jesus, obwohl es äußerlich durch schwere Schmerzen hindurchging. So schreibt einer ihrer Freunde: „Wie gern hätte sie die vielen Briefe, die zu ihr kamen, noch beantwortet! Aber bald wurde es ihr unmöglich, sie auch nur zu lesen. Die Schwäche war so groß und die Schmerzen oft so furchtbar, daß von unserer Mutter

scheinbar nichts mehr da war als die ‚seufzende Kreatur‘. Nach einem Anfall konnte sie wohl sagen: ‚O die Schmerzen, die ziehen so erdwärts!‘ Einmal sagte sie zu einer Freundin — eindringlich, wie eine über alles wichtige Botschaft: ‚Der Herr Jesus hat alle unsere Krankheit, alle unsere Schmerzen, alle unsere Sünden getragen. Denk doch, alle, alle meine Sünden trug er! Aber vergiß das nicht: nicht, damit wir nicht mehr leiden müßten, sondern damit wir Frieden haben! Und ich habe Frieden, tiefen Frieden.‘ Einige Male betonte sie, daß sie diesen Frieden tatsächlich habe, auch wenn sie gar nichts davon fühle. Und seltsam! Dieser Friede leuchtete irgendwie auch durch die peinvolle Unruhe hindurch, die sie Tage und Nächte quälte. Die ganze Güte und warme Fürsorge, die ihr eigen waren, strahlten von ihr aus; ihr Wesen war strömende Liebe. Es kam denn auch keine Todesatmosphäre auf, sondern wir bewegten uns an diesem Krankenlager in der Lebensluft der oberen Heimat. Gewiß hat dazu auch beigetragen, daß die Freunde nah und fern mit Liebe und Fürbitte die Kranke und uns, die wir bei ihr sein durften, umgaben.

Als ich sie am Sonntag, eine Woche vor ihrem Heimgang, fragte: ‚Möchtest du nicht versuchen zu schlafen?‘, sagte sie bestimmt: ‚Wenn man tot ist, schläft man nicht!‘ und war dann befriedigt, als ich sagte: ‚Ja, dann schläft man nicht; denn beim Herrn ist keine Nacht mehr.‘

Wie köstlich war ihr der Name Jesus besonders in diesen schweren Tagen! ‚Jesus! Er ist mein Friede, meine Freude, meine Kraft, meine Hoffnung, mein Alles, Alles!‘ und wieder: ‚Ich fühle nichts von seiner Nähe, gar nichts, seit Wochen, aber er ist da. O Jesus, Jesus!‘ — Manchmal sagte sie ein Wort der Schrift vor sich hin, etwa: ‚Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst, und des Menschen Kind, daß du sein achtest!‘ Oder: ‚Wenn ihr alles getan habt, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren. Ja, ich habe wohl viel gearbeitet, aber

ach . . .!’ Und einmal: ‚Ich muß Gott um Vergebung bitten, daß ich oft zu viel getan habe.‘ Als ich ihr nun sagte: ‚Liebe Mutter, nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn, weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges‘, da sagte sie: ‚Ja, nichts scheidet uns. Ich bin geborgen in ihm.‘

Der Ernst der Zeit bewegte sie noch. Einige Male fragte sie: ‚Ist Krieg?‘ Ihr reger Geist arbeitet unter dem Zerfall des armen Körpers, und wir können aus abgerissenen Worten entnehmen, wie sehr es ihr ein Anliegen ist, daß ‚ihre Kinder‘ den Weg der Nachfolge gehen und untereinander verbunden bleiben.

Von ihren Hauskindern, den treuen Gehilfinnen ihrer letzten Jahre, wollte sie sich aus liebevoller Rücksicht einige Wochen nicht besuchen lassen. ‚Ich will sie nicht erschrecken durch mein schlechtes Aussehen; vielleicht sehe ich bald ein wenig besser aus. Dann sollen sie kommen.‘ Jetzt, da sie weiß, daß es zum Ende geht, läßt sie sie rufen. Sie nimmt Abschied von ihnen, auch von einigen Freunden, denen sie noch etwas sagen will, betet mit ihnen und segnet sie.“

„Am Freitag und Samstag, dem 11. und 12. August, wurde das Herz der Kranken so schwach, daß Arzt und Schwestern sich wunderten, daß sie noch leben konnte. Und doch wußten wir, daß ihr Geist noch klar aufnahm, was um sie her geschah. Am Samstag kniete die Freundin, die bis zuletzt mit mir um sie war, an ihrem Bett und sang leise das von der Mutter so geliebte Lied:

„Mein schönste Zier und Kleinod bist
auf Erden du, Herr Jesu Christ.
Dich will ich lassen walten
und allezeit, in Lieb und Leid,
im Herzen dich behalten.‘

Während des Gesanges kam die geliebte sterbende Mutter mit innerlich lauschendem Angesicht und ge-

schlossenen Augen ganz leise mit dem Kopf an die Singende heran und legte die Arme um sie.

Bis weit in die Nacht hinein lag sie unruhig und schwer atmend . . . Als aber am Sonntagmorgen, dem 13. August, der junge Tag über die Berge stieg und sein Licht sich im See in blitzenden Strahlen brach, da ist für unsere geliebte Mutter der schwere Werktag des Erdenlebens zu Ende gegangen, und der Sonntag brach für sie an, der kein Ende nimmt. Mit einem stillen Aushauchen hat sie ihr Leben in Gottes Hände zurückgegeben und ist eingegangen zu dem, der ihres Lebens Grund und Ziel, Freude und Krone war, ins ewige Licht!“ Das war der 13. August 1939.

Bei der Beerdigung auf dem stillen Friedhof Fluntern wurden zum Schluß die Verse von Clemens gesungen, die ganz zu dem Wesen, Wirken und Sterben Minna Popkens paßten und darum auch den Abschluß dieser Lebensskizze bilden sollen:

Umschließ mich ganz mit deinem Frieden,
mein treu erkannter, holder Freund!
Mach mich von allem abgeschieden,
was du nicht bist, was dich nicht meint!
Ich wünsche mir kein ander Leben,
als das dein Sterben mir gegeben
und du am Kreuz errungen hast.
Drum beuge meinen Eigenwillen,
und was in mir sich nicht will stillen
zu deines Kreuzes leichter Last!

In dieser Fassung laß mich bleiben,
solang' mein Blut in Adern schlägt!
Dies laß mich denken, lieben, treiben,
solang' mich deine Gnade trägt!
Bewahre du selbst Herz und Sinnen
und laß mein sämtliches Beginnen
ein Zeugnis deines Friedens sein!
Komm, all dein Wesen in mich lege,
komm, für die Ewigkeiten präge
mir deines Lebens Bildnis ein!

WERTVOLLE LEBENSBLDER

Im Kreuz hoffe und siege ich
Lebenserinnerungen von Uda v. Krusenstjerna,
geborene Fürstin Barclay de Tolly-Weymarn
6. Auflage, 243 Seiten, Halbkork DM 6.50

Eines der wertvollsten Frauenlebensbilder, das uns das Ringen um die Nachfolge Jesu im Glanz des alten Rußland, im Dienste der Gemeinde in Deutschland und Schweden und in viel persönlichem Leiden zeigt. Lic. Th. Brandt

Johann Christoph Blumhardt
Von Friedrich Zündel +

15. Auflage (67.—69. Tausend), 330 Seiten, Ganzleinen DM 9.50

Das Lebensbild eines Mannes, der wie kein anderer dazu berufen ist, uns in der innersten Not zu Hilfe zu kommen. Der Hauptgewinn, den der Leser von der Lektüre dieses Buches haben wird, ist der, daß er von der Realität der oberen Welt und ihrem Hereingreifen in diese unsere Welt einen überwältigenden Eindruck bekommt. („Evang. Worte“)

**Erkenntnisse und Erfahrungen aus fünfzigjährigem
Dienst am Evangelium**
Von D. Walter Michaelis

2., durchgesehene und erweiterte Auflage, 207 Seiten, Halbleinen DM 5.80

Das Buch ist einerseits weniger als eine Selbstbiographie, andererseits sehr viel mehr, nämlich ein Beitrag zur Kirchengeschichte etwa der letzten 80 Jahre. Das Thema dieses Lebens und dieses Buches ist das Verhältnis von Kirche und Gemeinschaft, für deren positives Verhältnis zueinander Walter Michaelis, der langjährige Vorsitzende des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, sich einsetzte. („Buchberater“)

Mutter

Bilder aus dem Leben von Dora Rappard-Gobat
Von Emmy Veiel-Rappard

9. Aufl. (66.—71. Tsd.), 308 Seiten, Halbkork DM 7.—, Ganzleinen DM 7.50

Dieses vielgelesene Lebensbild, mit viel Liebe einst von der Hand der Tochter geschrieben, schildert den Lebensweg der Bischofstochter von Jerusalem, deren Hauptwirkungsstätte dann St. Chrischona bei Basel wurde. Der Leser begegnet einer edlen Frau voller Innerlichkeit, Herzengüte und Mütterlichkeit. („Für Arbeit und Besinnung“)

Brunnen-Verlag, Gießen und Basel

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst, sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

Band

- 1 **Bodelschwingh.** Ein Lebensbild für unsere Zeit. Von Ernst Senf. 80 S.
- 2 **Pastor Wilhelm Busch.** Ein fröhlicher Christ. Von Wilhelm Busch. 76 S.
- 3 **Johann Christoph Blumhardt.** Von Alo Münch. 96 S.
- 4 **Carl Hilty.** Ein Freund Gottes. Von Friedrich Seebaß. 76 S.
- 5 **Samuel Keller.** Gottes Werk und Werkzeug. Von Ernst Bunke. 87 S.
- 6 **Was ich mit Jesus erlebte.** Von Marg. Wurbm v. Zink. 80 S.
- 7/8 **Matthias Claudius.** Der Wandsbeker Bote. Von Friedrich Seebaß. 115 S.
- 9/10 **Mathilda Wrede.** Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 11 **Heinrich Jung-Stilling.** Wanderer an Gottes Hand. Nach Marg. Spörlin. 80 S.
- 12/13 **Paul Gerhardt.** Der Sänger der evangelischen Christenheit. V. Friedr. Seebaß. 112 S.
- 14 **Johann Sebastian Bach.** Der Thomaskantor. Von Friedrich Seebaß. 72 S.
- 15 **Schwester Eva von Tiele-Winckler.** Die Mutter der Vereinsamen. Von Alfred Roth. 80 S.
- 16/17 **D. Otto Funcke.** Ein echter Mensch, ein ganzer Christ. Von Arno Pagel. 112 S.
- 18/19 **Toyohiko Kagawa.** Der Samurai Jesu Christi. Von Carl Heinz Kurz. 112 S.
- 20 **Curt von Knobelsdorff.** Der Herold des Blauen Kreuzes. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 21 **Henriette Frein von Seckendorff-Gutend.** Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen. Von Heinr. Petri. 80 S.
- 22/23 **Jakob Gerhard Engels.** Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von Arno Pagel. 104 S.
- 24 **Elias Schrenk.** Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland. Von Johannes Weber. 80 S.
- 25/26 **Markus Hauser.** Ein Hoffnungsleben. Von Albert Jung-Hauser. 96 S.
- 27/28 **Ludwig Richter.** Künstler und Christ. V. Friedrich Seebaß. 104 S.

Band

- 29/30 **Ludwig Hofacker.** Gottes Kraft in einem Schwachen. Von Arno Pagel. 104 S.
- 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach.** Drei Frauen im Dienste Jesu. Von Arno Pagel. 96 S.
- 33/34 **Johann Friedrich Oberlin.** Der Patriarch des Steintals. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 35/36 **Franziskus von Assisi.** Der Herold des großen Königs. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 37 **C. H. Spurgeon.** Prediger von Gottes Gnade. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 38 **D. Walter Michaelis.** Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums. 80 S.
- 39 **Pestalozzi.** Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von Otto Eberhard. 88 S.
- 40 **J. Hudson Taylor.** Sein Werk und seine Missionsmethoden. Von F. Rudersdorf. 80 S.
- 41/42 **Carl Heinrich Rappard.** Ein Zeuge Jesu Christi. Von Ernst Bunke. 96 S.
- 43/44 **Hans Nielsen Hauge.** Ein Wandersmann Gottes. Von Alfred Hauge. 112 S.
- 45 **Johann Albrecht Bengel.** Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch. Von Gottlieb Geiß. 80 S.
- 46/47 **Friedrich Braun.** Ein Baumeister Gottes im Schwabenland. Von Anna Katterfeld und Wilhelm Ilgenstein. 112 S.
- 48 **Dwight L. Moody.** Vom Kaufmann zum Evangelisten. Von Gottlieb Geiß. 80 S.
- 49/50 **Friedrich Christoph Oetinger.** Denker und Seelsorger. Von Friedrich Seebaß. 96 S.
- 51/52 **Karl Büchsel.** Aus „Erinnerungen und Erfahrungen eines Landgeistlichen.“ Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 53/54 **Peter Weber.** Was eine kleine Kraft vermag. Von Johannes Weber. 100 S.
- 55/56 **Minna Popken.** Eine Ärztin unter Christus. Von Hans Bruns. 96 S.
- 57/58 **Ernst Modersohn.** Ein auserwähltes Werkzeug Gottes. Von Hans Bruns. 96 S.
- 59/60 **Alfred Christlieb.** Beter und Schriftforscher. Von Arno Pagel. 112 S.